

Zeitschrift für
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Herausgegeben von der
Distel - Vereinigung

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione in Abbonamento
Postale - 70 %
NE Bolzano

Nr. 106
Dezember 2012

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org
kulturelemente.wordpress.com



3 Die Galerie im Taxispalais (Innsbruck) zählt zu den wichtigsten „Schauplätzen“ für zeitgenössische Kunst in Österreich. Ein Rundgang mit [Jürgen Tabor](#)

4 Nachrichten aus dem „Land der Grenze“: Autor [Michael Zeller](#) besucht Charkiw und wirft einen Blick auf die zeitgenössische literarische Szene der Ukraine.

7 Der Innenteil bringt ein ausführliches Resümee zum diesjährigen Literaturwettbewerb der Südtiroler Sparkasse: Siegertexte von [Greta Ferrari](#) und [Martin Verdross](#), sowie Jury-statements von [Klaus Hartig](#) und [Christoph Pichler](#).

13 Anmerkungen zur Zeit: ein Porträt des Meraners Druckers und Poeten Siegfried Höllrigl, skizziert von [Bernhard Nußbaumer](#)

15 Märchen und Sagen aus Jenderzeit: Kinderbuchautorin [Marianne Ilmer Ebnicher](#) über „Das Sonntagskind“ und [Michael Köhlmaiers](#) schaurig-schöne Geschichten.

Martin Hanni

Die Auferstehung der Gisela Elsner

Zum 75. Geburtsjahr und zum 20. Todesjahr wird die Schriftstellerin Gisela Elsner wiederentdeckt – eine erstklassige Autorin, die es 1957 ohne Reisepass ungewollt nach Bozen verschlagen hat.

Der mit dem Deutschen Filmpreis in Gold ausgezeichnete Film „Die Unberührbare“, aus dem Jahr 2000 hat Oskar Röhler berühmt gemacht. Darin verkörpert die deutsche Schauspielerinnen Hannelore Elsner die letzten Lebensjahre der Schriftstellerin Gisela Elsner, eine suizidgefährdete depressive Frau, die gleichzeitig Oskar Roehlers Mutter aus der gemeinsamen Ehe mit dem früheren Schriftsteller und später angesehenen Lektor Klaus Roehler war. 20 Jahre nach Elsners Freitod erscheinen im Berliner „Verbrecher Verlag“ zwei Bände mit Erzählungen Elsners. Sie tragen die Titel „Versuche, die Wirklichkeit zu bewältigen“ und „Zerreißproben“, werden von Christiane Künzel herausgegeben und erscheinen im Dezember 2012. Mit ihrem Buch „Triboll“, Elsners „Kürzestgeschichten“ lieferte sie 1955 ein literarisches Debüt, welches die Literaturwissenschaft bis heute beschäftigt. Schon während der Schulzeit begann Elsner zu schreiben, animiert und beeinflusst durch die Begegnung mit ihrem ersten festen Freund und späteren Verlobten Klaus Roehler. Die „Triboll“-Texte entstanden „bei den Besuchen Roehlers im Hause der Elsners in Zusammenarbeit mit den Geschwistern Gisela und Richard, wobei die wesentlichen Ideen von Gisela Elsner stammten“ schreibt Christiane Künzel im Nachwort zum zweiten Erzählband. Günther Grass fertigte für die erste Auflage zu „Triboll“ sogar Zeichnungen an, deren Abdruck der Verlag allerdings ablehnte. Als wenige Jahre später Grass' „Blechtrommel“ erscheint, gibt es aber an einer entscheidenden Stelle einen interessanten Bezug zu Elsners Erstling. „Der



Grass zu?“ fragte bereits die Ost-West-Wochenzeitung „der Freitag“. Ob sich Grass tatsächlich einer Elsner-Idee für seinen Matzerath bedienen, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Elsners Kürzestgeschichte „Das Licht der Welt“ entspricht folgendem Wortlaut:

Als Triboll geboren wurde, war es Nacht. »Bi bi bi, gu gu guck, ei der Kleine, ei da isser ja«, sagte die Hebamme. Triboll ertrug es mit Fassung, öffnete die Augen und sah, daß es dunkel war. Nur unter der Decke brannte eine elektrische Birne. Da stimmte Triboll ein großes Geschrei an, denn er hatte erwartet, das Licht der Welt zu erblicken.

(aus: Versuche, die Wirklichkeit zu bewältigen. Gesammelte Erzählungen, Bd 1, Berlin Verbrecher Verlag)

geniale Einfall, den Protagonisten das »Licht der Welt« in Form einer »elektrische[n] Birne« erblicken zu lassen,“ wäre offenbar Gisela Elsner zuzuschreiben, bemerkt die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Christiane Künzel. „Müssen wir nun mit einer neuen Plagiats-Affaire rechnen? Kommt da neues Ungemach auf

Gisela Elsner stammte aus einer großbürgerlichen Familie. Sie wuchs als Tochter des Siemens-Direktors Richard Elsner in Nürnberg-Erlenstegen auf und besuchte die Schule in Nürnberg. Danach studierte sie in Wien Philosophie, Germanistik und Theaterwissenschaften. Später lebte sie als freie Schriftstellerin an verschiede-

nen Orten – etwa in Londen, Paris, Hamburg, Rom, New York und schließlich in München. Elsners wichtigster Roman „Die Riesenzwerge“, ein rücksichtsloser Blick auf die kleinbürgerliche Gesellschaft, erschien 1964. Der Schriftsteller und Literaturkritiker Reinhard Baumgart gab 2001 im Aufbau Verlag „Wespen im Schnee – 99 Briefe und ein Tagebuch“ von Gisela Elsner und Klaus Roehler heraus. Der Briefkontakt beginnt im November 1954 und endet wenige Jahre vor Elsners Tod. Selbstbewusst und frisch verliebt schreibt sie als Schülerin dem acht Jahre älteren Roehler, dass sie Worte wie „nett“ (jemand ist nett zu seinem Gegenüber) oder „ich zuge“ (für Zugfahren) gerne beim Erfinderamt anmelden möchte. In einem weiteren Brief hofft sie, dass ihr Liebster nach einem Tirolurlaub mit seinen Eltern auf keinen Fall als „Tiroler Bub“ mit Lederhose, Federhut und Edelweiß zurückkommen möge, da bei ihr ansonsten die Gefahr bestehen könnte, Gelbsucht zu bekommen. Zwei Jahre später endete eine Urlaubssodyssee der beiden überraschend in Südtirol – und ohne Gelbsucht. Aus dem Tagebuch Roehlers ist zu

Gisela Elsner:
Wiederentdeckung
einer „schmutzigen
Satirikerin“

Thema

Die aktuelle Nummer der **Kulturelemente** wirft wie zum Abschluss jeden Kalenderjahres den Blick auf literarische Positionen und Akteure von lokaler und überregionaler Wirkung.

Diesmal steht der Rückblick auf die jüngste Ausgabe des Literarischen Wettbewerbes der Südtiroler Sparkasse im Zentrum unserer Aufmerksamkeit (S. 7-12). Die Kulisse der Studiobühne der Vereinigten Bühnen Bozen (VBB) lieferte der Preisverleihung 2012 einen würdigen und zeitgemäßen Rahmen, die Ankündigung von VBB-Intendantin Irene Girlinger zur inhaltlichen Verstärkung des Ereignisses durch Folgeveranstaltungen in ihrem Haus lässt zukünftig mehr Resonanz und insgesamt eine Aufwertung der Sparte Literatur im Rahmen des kulturellen Angebotes erwarten. Neben den Siegertexten aus der Sparta Prosa (in der Kategorie Oberschüler: Greta Ferrari, in der Kategorie Hochschüler: Martin Verdross) sind erstmals auch die Jurystatements in unserem Heft nachzulesen: literaturkritische Bemerkungen und wichtige Hinweise auf die sich formende Literaturlandschaft der jüngsten Generation einheimischer Autorinnen und Autoren.

Dass der russische Dichter Nikolaj Gogol eigentlich Mykola Hohol hieß und aus dem ukrainischen Poltawa stammte, ist hierzulande wahrscheinlich ebenso wenig bekannt wie die Literaturlandschaft der Ukraine überhaupt. **Kulturelemente**-Autor Michael Zeller hat sich auf die Suche nach der ukrainischen Literatur in das „Land der Grenze“ aufgemacht und ist in Charkiw mehrfach fündig geworden (S. 4-6).

Feingezeichnete literarische Porträts zu Gisela Elsner (Martin Hanni, St.1), Siegfried Höllrigl (Bernhard Nußbaumer, S. 13) und Michael Köhlmaier (Marianne Ilmer Ebnicher, S. 15) runden das literarische Panoptikum ab.

Die Redaktion

entnehmen, dass Gisela Elsner und er, bei „klarem himmel u. kalter nacht über den Brenner“ nach Italien aufbrechen. Am 29. Juli 1957 machen sie kurz in Bozen Halt, ohne die geringste Ahnung, in dieser Stadt schon bald „untertauchen“ zu müssen. Zunächst aber ging es mit zwei in Bozen zugestiegenen Freunden zum campen nach Gardone an den Gardasee. Dort verbringen sie drei glückliche Tage, bis am 2. August die strengen Eltern Elsners nachreisen und die beiden Liebenden aufspüren. Die folgenden Einblicke, die der in der Familie Elsner nicht besonders gern gesehene Klaus Roehler in seinem Tagebuch festgehalten hat, sind Teil einer privaten Auseinandersetzung am Zeltplatz mit unangenehmen Folgen – eine skurrile Marginalie jüngster Geschichte, die aus Anlass des 20. Todesjahres sowie des 75. Geburtsjahres der Schriftstellerin ausgegraben werden darf. Der Vorfall beginnt mit einem Streitgespräch am Zeltplatz und endet mit einer gewagten Flucht vor den Eltern – ins Bozen der 1950er Jahre:

Freitag, 2. august

[...] »Guten tag, herr dr. Eisner.« Erstaunlich: kein herzklopfen, das mich sonst in ähnlichen Situationen immer überfällt. Er sagt: »Vertrauensbruch« u. »hintergangen« u. fordert mich auf, ihn mit seiner tochter allein zu lassen. [...] Er lehnt an der böschung u. teilt mir mit, daß er mir für die zukunft jeden verkehr mit seiner tochter verbietet. »Werden Sie erst mal was, junger mann!« Natürlich fällt mir in diesem augenblick nicht die passende antwort ein, die ich längst formuliert hatte: »Sie vergessen, herr dr. E., daß Sie Ihrer tochter noch alles, mir aber nichts verbieten können.« Nachdem der Vater nach dem kurzen gespräch nach Gardone zurückfährt um die Mutter zu holen, entscheidet sich Gisela – die Roehler in diesen Jahren auch immer wieder mit dem Namen Sissy benennt – den Campingplatz zu verlassen. Sie packt ihre Sachen zusammen und flieht mit einem Italiener auf der Vespa. Sie kommt einstweilen bei einer Toilettenfrau in Gardone unter, vergisst aller-



Foto: Cover

dings bei der Campingplatzverwaltung ihren Reisepass. Inzwischen kommt auch die Mutter auf den Zeltplatz und es kommt zu folgendem Wortgefecht: »He, Sie R[oe]hler, Sie, faulpelz etc., was machen Sie hier?« [...] / »Ich versuche, mich zu erholen.« / Vater: »Wo ist meine tochter?« / Ich: »Das weiß ich nicht.« / Mutter: »Sie lügner! Ich hole die polizei!« / Ich: »Bitte, holen Sie die polizei.« / Vater: »Wo ist meine tochter?« Mutter tritt nahe an mich heran u. sieht mich starr an. Es zuckt in ihren händen; fast hätte sie mir eine ohrfeige gegeben. »Wo ist G.? Ich hole die polizei!« / Ich: »Bitte.« Vater: »Laß doch. Er weiß genau, daß ihm nichts passieren kann.« Am Abend des ereignisreichen Tages holt Klaus Roehler seine Gisela ab und sie flüchten nach Bozen: Taxi zur bushaltestelle zwei Stationen nach Gardone. Mit omnibus weiter nach Desenzano. Von hier mit zug weiter über Verona nach Bozen. Es ist der Brennerexpress nach München. Aber S. hat keinen paß. Die freundlichen italie-

ner im zug. Das tröstet. Die alte dame mit dem hund neben sich auf der bank. Die junge italienerin, die mit einem Wörterbuch in der hand deutsch lernen will. 1h nachts Bozen. Hotel Figl. Ein junger nachtpförtner nimmt uns auf, obwohl ein paß fehlt. Zwei einzelzimmer.

August 1957 – Vier Tage in Bozen:

Sonnabend, 3. august. Bozen.

Unruhiger schlaf bis 10h. Mit Seilbahn auf berg. Schlafen nach dem Mittagessen. Umquartiert: billigere zimmer, weil nichts anderes mehr frei. Badezimmer. S. hat wenigstens ein richtiges bett u. ein fenster ins freie. In meinem zimmer

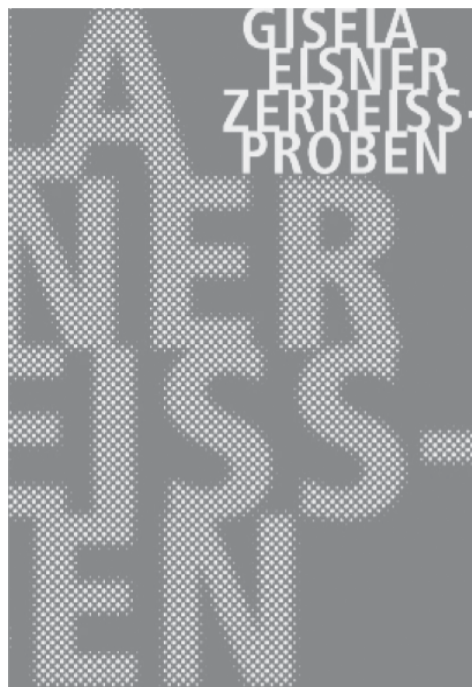


Foto: Cover

erhebt sich über der badewanne ein holzgestell. Darauf matratze. Das einzige fenster auf den flur. [...] Früh ins Bett.

Wir haben wieder glück: Bozen hat zwar kein deutsches konsulat, aber der konsul kommt jeden ersten diensttag im Monat aus Mailand hierher, u. das ist der kommende diensttag. Ich hoffe, er wird uns weiterhelfen. Also drei tage warten.

(Quelle: Gisela Elsner/Klaus Roehler: Wespen im Schnee, Aufbau Verlag 2001)

Sonntag, 4. august. Bozen.

Früh zum ersten mal seit einer woche das gefühl, ausgeschlafen zu haben. Kaffeetrinken: Schwarzbrot mit butter u. pflirsichen. Spaziergang durch die Stadt. Mittagessen im haus. Langes, beruhigendes gespräch abends. Bis 11h spazieren.

(Quelle: Gisela Elsner/Klaus Roehler: Wespen im Schnee, Aufbau Verlag 2001)

Montag, 5. august. Bozen.

Früh S. in kritischer Stimmung. Zucken der oberlippe u. tränen. Sie muß etwas haben, womit sie sich beschäftigen kann. Kauf von papier u. bleistift u. Freud. Jetzt (14h) liegt sie hinter mir auf dem badewannenbett u. schläft. Ihre haltung ist bewundernswert. Das risiko, das wir eingegangen sind, trägt sie zum größten teil allein, u. sie weiß es. Mir kann wenig passieren;



Foto: Cover

von einer entführung kann ja nicht die rede sein. Aber sie muß im schlimmsten fall ins elternhaus zurück. Ihre angst davor zeigt sie nicht. Das beste wäre, wir könnten sofort heiraten. Wenigstens will ich versuchen zu erreichen, daß sie bis zu ihrem 21. geburtstag in einem neutralen ort untergebracht wird: Hamm, Schweiz, oder wenn es gar nicht anders geht, Schweden. Im äußersten notfall werden wir das vormundschaftsgericht anrufen.

Am schwersten zu ertragen ist die Ungewißheit. Wir haben alle möglichkeiten durchgedacht: wenn die eltern die polizei verständigten, hat diese sich entweder geweigert, den fall zu verfolgen, oder sie arbeitet sehr nachlässig u. langsam. Sonst hätte sie uns längst finden müssen, denn wir halten uns ja nicht versteckt; mein paß u. S. personalien sind vom hotel an die quästur weitergeleitet worden. Oder die polizei sucht uns am falschen ort: auf campingplätzen oder beim wilden zelten. Oder die eltern sind nach hause gefahren u. vertrauen darauf, daß wir sie früher oder später um den paß bitten müssen.

(Quelle: Gisela Elsner/Klaus Roehler: Wespen im Schnee, Aufbau Verlag 2001)

Dienstag, 6. august. Bozen.

Sprechstunde des konsuls im bankgebäude. [...] Kühler, dämmriger räum. Die vorhänge vor den fenstern geschlossen. Langer, runder tisch, mit grünem samt bespannt. Schwere Stühle mit hohen lehnen. Der konsul hat seinen platz am linken ende des tisches. Papiere. Der konsul zwischen 40 u. 50, schlank u. gutaussehend. Scharfe züge um äugen u. mund- winkel, im ganzen etwas farblos, ohne bemerkenswerte individualität. Er bittet uns, platz zu nehmen. Wir erzählen unsere geschichte, ohne etwas zu verheimlichen. Das entscheidende: wir kennen uns seit 2 ¾ jahren u. sind seit einem jahr verlobt. Konsul bleibt kühl u. unpersönlich. Verwaltungsakt: erklärt sich bereit, einen befristeten paß auszustellen. Ausfüllen des antragformulars, gemeinsame eidesstattliche erklärung darüber, daß die eitern im besitz des passes sind. Der paß soll uns bis samstag von Mailand zugestellt werden.

(Quelle: Gisela Elsner/Klaus Roehler: Wespen im Schnee, Aufbau Verlag 2001)

Am 7. August war Klaus Roehler wieder in Erlangen, Gisela Elsner im Heim. Wenige Tage später schreibt sie, dass ihr „jegliche Verbindung“ mit ihm untersagt sei. Ende August 1957 bittet Roehler in einem Brief an Elsners Vater um die Hand seiner Tochter und ein Jahr später, am 30. August 1958, heiraten beide in Planegg bei München. Die Ehe währte nur kurz und wurde nach wenigen Jahren geschieden, nachdem Elsner ihren Ehemann und den dreijährigen Sohn Oskar (geboren 1959) verlassen hatte. Das Werk der Schriftstellerin, die zu Lebzeiten insgesamt neun Romane, zwei Bände mit Erzählungen, einen Band mit Essays, drei Hörspiele und ein Opernlibretto veröffentlichte, die auf zwei Tagungen der Gruppe 47 (1962/63) Auszüge aus den „Riesenzwergen“ gelesen hatte, wurde bei einem Symposium im Mai dieses Jahres wiederentdeckt. „Ikonisierung, Kritik, Wiederentdeckung – Gisela Elsner und das literarische Feld der Bundesrepublik“ hieß die Veranstaltung des Literaturarchivs Sulzbach-Rosenberg, die zugleich als Initiationsveranstaltung zur Etablierung einer Forschungs- und Dokumentationsstelle Gisela Elsner im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg gedacht war. »Die Auferstehung der Gisela Elsner« nennt sich eine Erzählung, die Elsner mit knapp dreißig Jahren geschrieben hat. Sie steht plakativ für die gegenwärtige Wiederentdeckung der in Vergessenheit geratenen „schmutzigen Satirikerin“, wie sie sich selbst bezeichnete.

1956 hatte Gisela Elsner an Klaus Roehler geschrieben: „Selbstmord, dazu langt es bei mir nicht, sehr wahrscheinlich nie [...]“. Am 13. Mai 1992 hat sie diese Aussage wiederlegt. ■

Die Galerie im Taxispalais

Zur lokalen Geschichte und internationalen Gegenwart der Kunstinstitution

Jürgen Tabor

Die Galerie im Taxispalais zählt zu den traditionsreichsten Institutionen Österreichs, die der zeitgenössischen Kunst gewidmet sind. Vor fast genau 50 Jahren, im Juni 1963, beschloss die Tiroler Landesregierung, der Öffentlichkeit ein Haus zur Verfügung zu stellen, das es ermöglichen sollte, Gegenwartskunst mit internationalem Niveau zu erleben und die damit verbundenen Fragen und Potenziale fundiert zu diskutieren.

Von 1964 bis 1997 war die Galerie im Taxispalais in einem vom Innsbrucker Architekten Josef Lackner gestalteten Ausstellungsraum im linken Flügel des Taxispalais, einem der schönsten barocken Adelspaläste Tirols, beheimatet. Das Programm wurde in dieser Zeit von einem beständigen Kuratorium konzipiert, zu dem die Tiroler Künstler Paul Flora, Wilfried Kirschl und Oswald Oberhuber, die Kunsthistorikerin Magdalena Hörmann und in den 1970er Jahren der Kurator Peter Weiermair gehörten. Von 1997 bis 1999 wurde die Galerie im Taxispalais nach Plänen des Architekten Hanno Schlögl großzügig erweitert, unter anderem um die glasüberdachte Ausstellungshalle in einem neu geschaffenen Untergeschoss. Seit dem Umbau umfasst die Galerie im Taxispalais auf zwei Ebenen 1400m² Gesamtfläche, davon 500m² Ausstellungsfläche sowie Räume für einen öffentlich zugänglichen Leseraum mit zahlreichen internationalen Kunst- und Kulturzeitschriften und ein kleines Café. Charakteristisch für das Haus ist das harmonische Zusammenspiel der zeitgenössischen Ausstellungsarchitektur mit der barocken Substanz des Palais. Aufgrund seiner speziellen Atmosphäre war es immer wieder möglich, auch besonders renommierte Künstler und Künstlerinnen wie Thomas Scheibitz oder Isa Genzken für raum- und ortsspezifische Arbeiten zu gewinnen. Seit ihrer Wiedereröffnung ist die Galerie im Taxispalais die Galerie des Landes Tirol. Das Programm wird von hauptverantwortlichen DirektorInnen in Zusammenarbeit mit dem Mitarbeiter-

lungen und internationale Kooperationen bietet. Die jährlichen Programme inkludieren jeweils in Zusammenhang mit den Einzel- und Themenausstellungen immer auch umfangreiche Veranstaltungsreihen mit Künstlergesprächen, Vorträgen, Diskussionsrunden, Performances und Konzerten sowie ein vielfältiges Vermittlungsprogramm für unterschiedliche Zielgruppen wie Kinder, Jugendliche, Studierende, Berufstätige, SeniorInnen usw.

Ein Grundprinzip der Programmgestaltung der Galerie im Taxispalais besteht im Bildungsauftrag, den ihr als öffentliche Institution zukommt. So konzentriert sich das Programm grundsätzlich auf die Kultivierung des Wissens und des Verständnisses für zeitgenössische Kunst und die sozialen und kulturellen Fragen, mit denen sich die Künstler und Künstlerinnen in ihrer Arbeit auseinandersetzen. Dieser grundlegend nicht-kommerzielle Zugang ist zudem in Zusammenhang mit dem regionalen Kontext zu sehen, in dem die Institution situiert ist. Abseits von den globalen Zentren der Kunstwelt ist es das Ziel der Galerie im Taxispalais, den Menschen vor Ort die Möglichkeit zu bieten, relevante und international anerkannte Kunst zu erleben, aber ebenso auch die Auseinandersetzung mit progressiven, experimentellen Entwicklungen auf hohem Niveau zu fördern. Die Galerie im Taxispalais wird dabei wie eine Kunsthalle geführt, mit wechselnden Ausstellungen, die österreichische und internationale

regionalen Kontext, in dem die Institution immer auch agiert, hergestellt werden? Diese Frage beantwortet sich vielleicht am besten, wenn man das Ausstellungsprogramm der vergangenen drei Ausstellungen der Galerie im Taxispalais dieses Jahres betrachtet.

Von März bis Juni richtete die Galerie im Taxispalais eine umfassende Werkschau des dänisch-israelischen Malers Tal R (geboren 1967 in Tel Aviv) aus, der seit Ende der 1990er Jahre ein intensives und außergewöhnliches Œuvre entwickelt hat. Tal R recycelt die klassische Malerei, indem er verschiedene Stile und Kontexte zu einer außergewöhnlichen und komplexen Bildsprache collagiert und vermischt. Sein Werk umfasst Malerei, Zeichnung, Collage, Skulptur genauso wie Filme, Modedesign und Künstlerbücher. Inhaltlich wie formal bezieht er sich auf Elemente der Populär- und Undergroundkultur sowie auf Musik, Film, Comic, TV, Videospiele und auf die Alltagswelt. Die in Innsbruck konzipierte Schau und ein umfangreiches Künstlerbuch, das zur Ausstellung erschien, wurde anschließend von der Kunsthalle Düsseldorf übernommen.

Von Juni bis August präsentierte die Galerie im Taxispalais den Fotoessay Lebensmittel des deutschen Fotografen Michael Schmidt (geboren 1945 in Berlin). Die Ausstellung und ein weiteres Künstlerbuch entstanden in Zusammenarbeit mit dem Museum Morsbroich in Leverkusen und dem Martin-Gropius-Bau in Berlin. Für die Fotoserie hat Schmidt von 2006 bis 2010 den europäischen Kontinent bereist und die Produktion, Verarbeitung, Konfektionierung und Präsentation von Lebensmitteln fotografiert. Insgesamt 177 Aufnahmen aus Großbäckereien, Schlachthöfen, Fischfarmen oder landwirtschaftlichen Betrieben formierten sich zu einem Porträt der zunehmend industriellen Herstellung unserer Lebensgrundlagen.

Von September bis November widmete sich die Galerie im Taxispalais mit der Ausstellung Immer Bunter dem aktuellen Malereidiskurs in Österreich. Die Ausstellung untersuchte die Themen- und Fragestellungen, mit denen sich die Künstlerinnen und Künstler in ihrer Auseinandersetzung mit dem Medium Malerei derzeit beschäftigen. Ein wesentlicher Leitfaden der Ausstellung war die Präsentation der gegenwärtigen Vielfalt

Michael Schmidt, Lebensmittel. Ausstellungsansicht, Galerie im Taxispalais, Innsbruck



Foto: Achim Kukulies, Düsseldorf

team konzipiert. Von 1999 bis 2008 war dies Silvia Eiblmayr, seit 2009 ist Beate Ermacora die Direktorin der Galerie im Taxispalais.

Im Vergleich mit der österreichischen und internationalen Museums- und Ausstellungslandschaft kann die Galerie im Taxispalais als Kunstinstitution von mittlerer Größe bezeichnet werden. Dabei handelt es sich um ein Format, das sowohl ein flexibles, schnelles Arbeiten mit experimentellen Zugängen gestattet, als auch ausreichend Platz für Personalen renommierter KünstlerInnen, für umfassende Themenausstel-

zeitgenössische Künstler und Künstlerinnen präsentieren, und mit thematischen Gruppenausstellungen, die sich mit gesellschaftlichen und politischen Inhalten beschäftigen.

Die Spannung zwischen dem Lokalen einerseits und dem Internationalen andererseits kann als eine der zentralen institutionellen wie auch kuratorischen Grundfragen der Galerie im Taxispalais bezeichnet werden. Die Situation lässt sich mit folgender Frage zusammenfassen: Wie können sinnvolle Austausch und Zusammenhänge zwischen der globalisierten Kunstwelt und dem



Foto: Rainer Iglar, Salzburg

an Zugangsweisen, die konzeptuelle und raumbezogene ebenso wie performative und klassisch malerische Positionen inkludierte. Diese Vielfalt lässt sich jedoch nicht auf eine bloße Pluralisierung zurückführen, sondern resultiert immer auch aus einer Befragung des Mediums heraus. Während die Besinnung auf die Grundbedingungen des Mediums der Malerei bei den historischen Avantgarden oft zu einer Reduktion der Mittel führte, scheint sie heute eine Öffnung zu bewirken; eine Öffnung hin zu anderen Medien und für eine Auseinandersetzung mit den Bildern der Gesellschaft und Alltagskultur, mit deren Rolle und Sprache.

Markus Bacher, Bluechip, 2012
IMMER BUNTER – Aktuelle Malerei aus Österreich.
Ausstellungsansicht, Galerie im Taxispalais, Innsbruck

Charkiw, Leninstaute auf dem Freiheitsplatz: das gewaltige Rechteck war Schauplatz der „oranen Revolution“ von 2004 und Holland-Fanmeile bei der Fußballeuropameisterschaft 2012

Michael Zeller

Kein Rand und keine Mitte

Literarische Nachrichten aus der Ukraine

Die Ukraine, dieser breite Flächenstaat zwischen Polen und Russland, in dem sich die Einflusssphären von lateinischem Westen und orthodoxem Osten mischen, trägt sein Schicksal bereits im Namen: „Land der Grenze“. Eine Grenze von enormer räumlicher Ausdehnung allerdings.

Je weiter man in den Osten unseres Kontinents vordringt, umso spürbarer entzerrt sich die Enge menschlichen Zusammenlebens. Die Menschen, die hier ihre Städte anlegten, besonders jenseits des Dnipro (Dnepr), in altem Kosakenland – diese Gründer hatten Platz. Verschwendungsfroh schöpften sie aus dem Vollen. Wenn man durch die Straßen von Charkiw geht, einer Stadt von anderthalb Millionen Einwohnern, 50 Kilometer von der russischen Grenze entfernt: Vor 350 Jahren für ein paar Pferdekutschen in die Steppe geschnitten, wirken die mehrspurigen Betonbänder heute, als seien sie für den automobilen Verkehr kommender Jahrhunderte berechnet gewesen. Eine futuristisch inspirierte Voraus-Projektion – oder die schiere Lust am Überfluss?

Und diese Bordsteine erst! Siebenmeilenstiefel wünschte man sich, um ihrer stolzen Höhe gewachsen zu sein. Bei jedem Schritt hinauf oder herab muss das weiter westlich geeichte Gehwerkzeug sich vor-sehen. Sonst bleibt es auf halber Höhe hängen und man rudert in der Luft ums Gleichgewicht. Besonders hart bestraft wird Unachtsamkeit bei Regen, wenn binnen Minuten zwischen Trottoir und Fahrdamm breite Wasserlachen entstehen. Da hilft auch Springen nichts. Die muss man umlaufen. Weit.

Ob bei Sonne oder im Regen: Dem Himmel ist immer reichlich Raum gelassen über diesen Straßen. So mancher klassizistische Palast aus dem neunzehnten Jahrhundert hat sich hier erhalten, breitet sich ins feingliedrig langgestreckte Flache. Ebenerdig, allenfalls ein Geschoß darauf – mitten im Herzen einer Millionenstadt. Heute mag darin eine Bierschwemme dampfen, oder giftblonde Verkäuferinnen stehen abwesenden Blicks auf ellenhohem Bleistiftstahl zwischen Bergen von Jeans und Baumwollhemdchen. Noch fühlt sich offenbar kein Immobilienhai herausgefordert, hier ein paar weitere Etagen

draufzupacken. Die Straßen dieser Städte wirken so gar nicht durchgerechnet, auf Rentabilität getrimmt. Die Sehnsucht nach Weite muss hier nicht auf Plakatwänden mit Zigarettenwerbung geködert werden („Test the East“). Hier ist sie wildwüchsig gebaute Wirklichkeit. Der Charme der Stadtgründung hält sich immer noch, von



Foto: dradio.de

Flüchtigkeit, Provisorium, von Durchzug und Wanderlust, jener Unbedenklichkeit, mit der eine Handvoll Kosaken sich hier niederließen, im „Wilden Feld“, wie der brachliegende Landstrich östlich des Dnipro genannt war. Ihr Hetman rammte seine Lanze in den Boden, aber nicht, um den Platz für tausend Jahre abzustecken. Man blieb an diesem Ort, versuchsweise, wollte den nächsten Winter überstehen, wenn's gut ging, vielleicht auch zwei.

In den ukrainischen Städten wird es Bild: Das Licht Europas, seine Idee von mondialer Weite. Es kam seit je aus dem Osten. In diesen Straßen spürt man es, schauend, gehend, stolpernd, wie die Seele sich weitet, wie sich etwas in einem hebt, bis auf den heutigen Tag. Dieses beinah vergessene Glück von Weite.

Seit 2007 sind in rascher Folge auf dem deutschen Markt (bei Suhrkamp) vier Erzählbände von Serhij Zhadan erschienen, alle um die 200 Seiten lang. Mit hohem Tempo, manchmal atemlos hingeworfen, mit dem ganzen Temperament von Jugend, sind darin die Veränderungen festgehalten, die sich in seinem Land seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Gründung des Staates Ukraine um 1990 ereignen. 2013 wird sein fünfter Prosaband auf Deutsch erscheinen, DIE ERFINDUNG DES JAZZ IM DONBASS. In der Ukraine ist der Roman 2010 unter dem Titel WOROSCHILOWGRAD erschienen, dem fiktiven Namen für Starobilsk, der Stadt von Zhadans Kindheit, zwischen Charkiw und Donezk gelegen, einen Steinwurf von der russischen Grenze.

DEPESCHE MODE, sein erster Roman, mit dreißig Jahren geschrieben, reicht in die allerersten Tage der neuen Ukraine zurück. Erzählt sind die Erlebnisse von ein paar jungen Burschen, noch keine Zwanzig. Sie lungern in Charkiw herum, ohne Arbeit, ohne einen Groschen in der Tasche. Eigentlich suchen sie ja ihren Kumpel Zündkerze, der sich in einem Pionierlager verkrochen haben soll, in den Wäldern irgendwo. Sein Stiefvater hat sich erschossen, mit dem eigenen Gewehr, und das sollte er doch wissen.

Was aber tun, den ganzen lieben Tag lang, und die Nächte? Die Regeln, in denen diese Jugend-

lichen großgeworden sind, gelten nicht mehr. In ihren Familien so wenig wie in ihrer Stadt. Die sowjetische Industriestadt heißt nicht mehr Charkow, sondern Charkiw, und ist jetzt Teil des Landes Ukraine geworden. Fünfzig Kilometer jenseits gilt jetzt eine Grenze, zu einem Land namens Russland.

Mit der Nähe zu Russland lassen sich wenigstens Geschäfte machen, meinen die drei Jungen: Drüben Wodka kaufen, zwei, drei Kisten, so viel sie in der Eisenbahn transportieren können, und hier an den Bahnhöfen teuer verticken. Eine todsichere Sache. Wenn sie nicht unterwegs selbst Durst bekämen auf ihre frische Ware und Flasche um Flasche in ihren eigenen Hälsen verschwinden ließen. Besoffen, ausgeraubt von anderen Schmugglern und mit blutigen Nasen, landen sie zu Hause wieder bei Null. Die Großmutter, mit dem wertvollen Invalidenausweis vom letzten Krieg, der immer noch viele Türen öffnet, hilft ihnen wieder mal aus dem Größten heraus. Sie machen kleine Brüche, sitzen nachts stundenlang im Regen auf dem Dach einer Lagerhalle, bis sie einsteigen können. Doch in dem schweren Karton, den sie zu dritt dann endlich abschleppen, befindet sich die Büste von Molotow, mit Schnauzbar.

Bei dem Versuch, diese Ikone einer zertrümmerten Epoche zu versilbern, klappern sie ihre Stadt ab und geraten in alle möglichen Zonen einer Gesellschaft, die keinen Rand mehr kennt und keine Mitte. Bei Marusja, der Tochter eines sowjetischen Generals aus dem Kaukasus, finden sie immerhin Wodka. Und dann sitzen sie in der eleganten Stadtwohnung beisammen und dröhnen sich voll. Das Mädchen Marusja, „an Molotow geschmiegt, zwei unglückliche, zugekiffte Wesen – Marusja in löchrigen Jeans und einem Rolling-Stones-T-Shirt, und Molotow, ZK-Mitglied, alter Hedonist und Cocktail-Liebhaber.“

Weiter, mit der Büste des Sowjet-Bonzen. Sie geraten in einen Gottesdienst von Hochwürden Johnson-und-Johnson, Publikumsmagnet aus Amerika (Westküste), Führer der Kirche Jesu (vereinigt), im schneeweißen Hemd, eine goldene Rolex am Handgelenk. Der braucht auch keinen Molotow. In der Roma-Siedlung ihrer Stadt versuchen sie dem Dealer Jurik (mit dem Weißen Star im linken Auge) Stoff abzulutschen, weil ihnen der Wodka aus den Ohren kommt. Vollgepumpt „mit Tabak und Shit, Fusel und Spiritus“, finden sie ihren Kumpel Kakao, den „Donbass-Intellektuellen, in der Prachtwohnung des schwulen Journalisten Goscha, Chefredakteur unserer hippestes Zeitung“. Auch der hat leider keine Verwendung für die Molotow-Büste. „Das ist das größte Geheimnis unserer Zivilisation, die Gesellschaft frißt sich selbst“, sinniert einer von ihnen. „Sie wird immer fetter und versinkt unter dem Gewicht des Silikons, mit dem sie sich vollstopft.“

Überhaupt wuchert in den Köpfen der Neunzehnjährigen allerlei Theoretisches, reichlich unterfüttert mit postsozialistischem Gedankemüll. Zwischen „Morgensuff und Abendkotze“ philosophieren die versprengten Jugendlichen über die „Theorie des permanenten Piep-Schnurismus“, wie er von den Genossen des Donezker Gebietskomitees entwickelt worden sein soll: „paradiesische Melodien für Invaliden und Geisteschwache“.

Als sie am Ende ihres irrlichternden Streunens endlich den gesuchten Freund „Zündkerze“ in den Wäldern ausfindig gemacht haben, verzichten sie, ihm die Nachricht vom Selbstmord des Stiefvaters auszurichten. Den interessiert nichts mehr, was draußen geschieht. Er scheint sein Ziel gefunden zu haben. Er will ein Sägewerk bauen.

„Die Taiga abholzen. Schau nur die vielen Bäume. Genug für ein ganzes Leben.“

Für einen ukrainischen Leser, zumal im Osten

Der junge ukrainische Autor Serhij Zhadan (1974) trifft den Ton der Generation zwischen Kommunismus und Kapitalismus.



Foto: en.wikipedia.org

Das Gosprom-Gebäude in Charkiw (1929) war die erste Stahlbetonkonstruktion der UDSSR und gilt bis heute als Inkunabel der modernen Architektur.



Foto: city-kharkiv.com

des Landes, hat Serhij Zhadan mit diesen aberwitzigen Geschichten, zumal bei jungen Lesern, den Ton getroffen: der Generation zwischen Kommunismus und Kapitalismus. Jahrgang 1974, dürfte seine Resonanz inzwischen die des vierzehn Jahre älteren Juri Andruchowytsch (aus dem westukrainischen Iwano-Frankiwsk) hinter sich gelassen haben. Beide eint, was ihnen so wichtig ist wie ihren Lesern: Sie schreiben ihre Bücher auf Ukrainisch.

Gleich am ersten Morgen mache ich in meinem Hotel einen kleinen Sprachtest. Es ist das „Intourist“ aus sowjetischen Tagen, am breiten Lenin-Prosekt gelegen. Jetzt heißt es „National“. Den jungen Saaldiener im Foyer frage ich, was „Guten Morgen“ heiße. Er schaut mich groß an.

„Dobre utra“, sagt er, auf Russisch.

Aus dem Hintergrund ruft vom Schalter eine Frauenstimme herüber: „Dobrohu ranku, dobrohu ranku!“ Das ist Ukrainisch.

Der Angestellte steht jetzt noch verwirrt da, wirkt überfordert von der Situation. Ich könne auch „Hello“ sagen, meint er.

„Dobrohu ranku!“ lässt die Stimme aus dem Hintergrund nicht locker.

Ich habe verstanden und mache mich auf den Weg ins Literaturmuseum der Stadt. Der Altbau im Zentrum ist ein Hort der ukrainischen Literatur. Er hat eine beißend böse Geschichte hinter sich, in den Breiten des ehemals kommunistischen Herrschaftsgebiet allerdings keine Seltenheit. Sie ist selbst schon wieder literaturwürdig.

1932 ist das Museum gegründet worden, als Charkiw noch Hauptstadt der Ukraine innerhalb der sich formierenden Sowjetunion ist, als Sammelstelle aller ukrainischen Literatur seit dem 18. Jahrhundert. Die Eröffnung fällt in die Zeit der stalinistischen Säuberungsprozesse des NKVD. Die frisch aufbereiteten Dokumente des Hauses können gleich vor Gericht als Beweismaterial gegen unliebsame Autoren genutzt werden. Angeklagt sind Schriftsteller aus der sozialistischen Aufbruchzeit zwischen 1920 und 1930, die inzwischen hierzulande als „Exekutierte Renaissance“ bezeichnet wird. Diese schlimme Epoche, reich an den Wänden

mit Schwarz-Weiß-Fotos der Zeit dokumentiert, gehört zu einem Sammlungsschwerpunkt des Hauses heute.

Die Leiterin Irina begrüßt auf Russisch. Dann übernimmt eine junge Wissenschaftlerin die Führung. Sie hat die aktuelle Ausstellung über Hryhorij (Gregor) Skoworoda eingerichtet, den wichtigsten Philosophen des Landes aus dem 19. Jahrhundert. In vor-digitaler liebevoller Handarbeit sind Schrifttafeln und Vitrinen in drei, vier hohen Räumen zu sehen, mit geringen Mitteln hergestellt. Die junge Frau entschuldigt sich bei Igor, dem Übersetzer, daß sie auf Ukrainisch spreche. Der zieht die Brauen in die Höhe. Dem Besucher aus dem Westen ist das sowieso einerlei.

Am Ende der Führung nimmt Igor mich beiseite. Seine Augen leuchten: „Sie hat ein wunderbar reines Ukrainisch gesprochen!“

Für einen Außenstehenden hat diese Sprachenproblematik der Ukraine durchaus etwas Verstörendes (sofern er sie überhaupt wahrnimmt). Obwohl sie in die unscheinbarsten Situationen des Alltags hineinbricht, bin ich niemals auf eine schlüssige Erklärung gestoßen, gar eine Prognose, auch bei den schreibenden Kollegen nicht. Es werden die widersprüchlichsten Beispiele angeführt, aus der Geschichte des Landes (je nach der Gegend, aus der der Gesprächspartner stammt), gefühlvolle Erinnerungen an die Großmutter, mit der zusammen die wunderschönen ukrainischen Volkslieder gesungen wurden, Reminiszenzen an Schul- und Universitätszeit. Ich spüre: Da ist etwas ungeheuer Wichtiges, aber den klaren begrifflichen Zugriff vermisste ich jedesmal. Der Sprachenstreit löst sich bei dem Einzelnen auf in einen Schwebezustand des Fühlens und Meinens, dem ich mit all meinem Fragen (für mich) niemals auf den Grund gekommen bin. Bis bei mir die Erkenntnis durchbrach: Genau dieses Schwebende macht die Problematik aus, die dieses „Land der Grenze“ seit Jahrhunderten, durch die groben Mühlen der jeweiligen Machtpolitik getrieben, in Atem hält und weiter halten wird.

Wie anders sollte denn auch ein einzelner Mensch in seiner Zeit je damit umgehen? Ein schlüssiger Lösungsvorschlag, auf den Prinzipien von Vernunft gegründet, könnte sich da nur lächerlich machen. Das endlos verschlun-

gene Wurzelwerk der Geschichte ist auszuhalten. Und nicht nur in der Ukraine ...

Vor dem Gosprom-Gebäude, einer Inkunabel der modernen Architektur, zwischen 1925 und 1928 hochgezogen als erste Stahlbetonkonstruktion der jungen Sowjetunion, erstreckt sich das gewaltige Rechteck des „Freiheitsplatzes“ mit seiner Lenin-Statue. Im Juni 2012, in den Tagen der Fußball-Europameisterschaft, die auch in Charkiw Station machte, im Stadion „Metallist“, war der Platz als „Fan-Meile“ ganz in Orange getaucht, die Farbe der hier aufspielenden Holländer. Mehr als ein Bürger der Stadt wird sich dabei an den Spätherbst 2004 erinnern haben, an die „Orange Revolution“. Auch damals war hier, unter den Augen des mächtigen Lenin, das Zentrum der hoffnungsfrohen Erneuerungsbewegung gewesen, mit Informationsständen, Transparenten, Fahnen, euphorisierten jungen Menschen. Eine der Protagonisten der „Orangen Revolution“, Julia Timoschenko, wird bis heute, fünf Autominuten von hier, in einem Krankenhaus festgehalten. Auf mein ständiges Nachfragen über die politische Einschätzung dieser Frau bekomme ich immer die gleiche Antwort: Ein Redeschwall ohne Inhalt. Allenfalls ist herauszuhören, dass keiner sie vermisst. Man ist wieder vorsichtiger geworden gegenüber neugierigen Ausländern. Schwer fällt das den Menschen hier nicht. Wortreiches Verschweigen war schließlich in sowjetischen Tagen zu hoher Kunstfertigkeit entwickelt. Das hält vor für Generationen.

Gesprächiger werden meine Bekannten, wenn es um das Vergangene geht, lange Zurückliegenden. Die deutsche Wehrmacht, erzählt mir Igor, als sie im Zweiten Weltkrieg die Stadt besetzt hielt, bis 1943, habe versucht, den Gosprom-Bau zu sprengen. Aber alle ihre Versuche („mit deutscher Gründlichkeit“, lächelt er), seien gescheitert. Denn die Bauarbeiter hatten seinerzeit den Beton mit ihren Füßen festgetreten. Darum hielt er allen Sprengladungen stand. Das sind die Geschichten, die man hier erzählt bekommt, nicht nur von den Älteren. Der Mythos des ukrainischen Widerstands – und Überlebenswillens ist bei den Menschen hier in jedem Alter lebendig und macht sie stolz. Und stolz sind sie auch auf diesen hochmodernen Bau aus den späten zwanziger Jahren, vollkommen zu Recht. Den Architekten war damit ein Bau von zeitloser Schönheit gelungen. Ein flüchtiger Betrachter heute könnte ihn für einen gigantischen Bürokomplex unserer Tage halten. So ziert er auch die bemalten Schmuckteller aus Holz, die hier gern als Gastgeschenke verteilt oder in Andenkenläden angeboten werden. Dass die Architekten und Ingenieure aus Leningrad stammten – wen kümmert es.

Diese Mischung aus Überempfindlichkeit und großzügigem Wegsehen in diesem Land macht mich immer wieder sprachlos. Auch nach mehreren Besuchen habe ich dazu keinen Schlüssel gefunden. Mittlerweile bin ich fast sicher: Es gibt gar keinen.

Diese Furcht vor der politischen und kulturellen Dominanz des großen Nachbarn im Osten: Der Gedanke einer vormodern russisch-orthodox dominierten Gemeinschaft aller Slawen – Russen, Weißrussen und Ukrainer – sei in Rußland bis heute wirkmächtig geblieben, behauptet der ukrainische Schriftsteller Mykola Rjabtschuk, und er vergleicht diese „quasi-sakrale messianische Idee“ mit der islamischen „Umma“ des Mittelalters. Nach Rjabtschuk betreibt der derzeitige Präsident Viktor Janukowitsch, der aus dem Donbass stammt, dem industriellen Ballungszentrum mit seinem hohen Anteil an russischer Bevölkerung, für die Ukraine gezielt die „Rück-sowjetisierung“ und Russifizierung des symbolischen Raumes. Das Schulwesen, die Hochschulen, Radio und Fernsehen und damit der gesamte öffentliche Diskurs sollten wieder uneingeschränkt russisch sein.

Diese Idiosynkrasien scheinen mir grundlegend zu sein für das „Land auf der Grenze“. Mit ihnen

müssen die Ukrainer leben, und ihre Nachbarn auch, nicht nur die im Osten. Gerade wir aus den westlichen Regionen müssen da noch das eine oder andere zur Kenntnis nehmen (wollen). Literatur ist dafür nicht das schlechteste Medium.

Im nächsten Geschichtenpanorama Serhij Zhadans, *HYMNE DER DEMOKRATISCHEN JUGEND* (ukrainisch 2006, deutsch 2009), sind die Protagonisten zehn Jahre älter geworden – und ihre Gesellschaft. Mit ihren gerade dreißig Lebensjahren machen sie ihre ersten Berufserfahrungen in einer kapitalistisch gewordenen Welt. Die frischen „bisnesmeni“ gründen ihre Unternehmen. Mit großem Erfindungsreichtum parodiert Zhadan die aberwitzigsten Geschäftsideen seiner gleichaltrigen Landsleute, wie sie die kapitalistische Wunderwelt nutzen wollen, um die schnelle Grywnja zu machen: In einem ehemaligen Grill-Imbiß wird ein Schwulenclub errichtet (Originalton für die „schwulen Socken“). Doch bereits am Eröffnungsabend geht das Etablissement bei einer Schlägerei im Vollrausch zu Bruch. Auch der Schmuggel von inneren Organen über die EG-Grenze oder die Verfilmung der Bibel in Gebärdensprache enden im Desaster. Mit der Beschreibung, wie die



Foto: ddp

Oschwanz-Brüder ein Krematorium auf die Beine stellen wollen (es muss natürlich „House of the Deads“ heißen), gelingt dem Erzähler, grotesk verzerrt, wohl die genaueste Gesellschaftsbeschreibung der neuen Ukraine. Die Stadtverwaltung wird einbezogen, mittels reichlich Schmiergeld, um für ihr Krematorium den Ausweis der Gemeinnützigkeit zu erswindeln. Auch die Kirche wird ins Boot geholt. Sie soll die Räume einsegnen (Vater Lukitsch kommt dazu im roten BMW vorgefahren, den er bei seinem Gebet keinen Augenblick aus den Augen läßt). Natürlich ist das ganze Projekt eingebaut in die Phraseologie modernen Marketings. Im Geschäftskatalog wird ein „flexibles Rabattsystem für Stammkunden“ angeboten, neben anderen „rituellen Accessoires“: „In unserer gemütlichen Kapelle auf europäischem Niveau können Sie immer ein paar unvergeßliche Stunden verbringen.“ Man muss sich in Charkiw nur ein paar der Geschäftskomplexe anschauen, pünktlich zur Fußball-Europameisterschaft in neuem Groß-Protz hochgezogen, um zu sehen, wie nah der Autor mit seiner *HYMNE DER DEMOKRATISCHEN JUGEND* an der aktuellen Wirklichkeit seines Landes ist.

Larissa, in ihren Vierzigern, ist Angestellte der Stadtverwaltung von Charkiw, zuständig für Kultur. Von ihrem Dienstzimmerchen schaut sie auf den riesigen Freiheitsplatz herab, der immer leer wirkt, auch wenn viele Menschen darauf sind. Sogar den Lenin auf seinem Sockel kann sie sehen. Mit einer Hingabe, die jeden Acht-Stunden-Takt außer Acht lässt, verfolgt sie die Projekte, die sie zu betreuen hat. Die Entlohnung dafür ist so gering, dass es nicht zum Leben reicht, und außerdem wird sie noch unregelmäßig ausgezahlt. Mehr als die Miete springt kaum heraus dabei.

„Das Leben ist schwer für uns – sehr schwer“, sagt Larissa und hebt ihre Schultern. „So ist das nun mal.“ Mehrere Begegnungen, lange Gesprä-

che, über Jahre, hat es gebraucht, bis so viel Vertrauen zwischen uns hergestellt ist, dass die Scham der Armut in den Hintergrund treten kann, die Scheu nationaler Vorsicht, die doch in jedem von uns steckt, tiefer als wir es meinen. Sie lebt, sagt sie, ganz wesentlich vom Garten ihrer Eltern, zwei, drei Autostunden südlich der Stadt. Die Eltern, im Rentenalter, haben sich nach einem Arbeitsleben auf ihre Datscha zurückgezogen und holen sich aus der Erde, was sie zum Leben brauchen. Das reicht für sie, und das reicht für ihre Tochter mit. Regelmäßig bringt ihr der Vater Kartoffeln nach Charkiw, Gemüse, Obst. Und Blumen – selbstverständlich. „Blumen gehören doch zum Leben!“ Honig, Marmeladen, selbst Wein und Wodka. Alles selbstgemacht, von eigener Hände Arbeit. Und Larissa teilt gerne aus davon, an ihre Gäste, die Freunde. Es kommt mir vor, als hätte ich nie einen weicheren Wodka getrunken, einen fruchtigeren Wein.

Doch der Garten gibt nicht nur, er fordert auch. In ihren Ferien hilft Larissa den Eltern bei der Arbeit draußen. Auch eine Einladung nach Deutschland muß sie einmal absagen, weil er in den späten Sommer fällt – Erntezeit.

Nach einer Lesung, zu der sie mich begleitet hat, kommen wir zurück. Sie öffnet die Wohnungstür und jubelt auf: „Mein Vater ist da!“

Auf dem Sofa sitzt ein alter Mann, klein und stämmig. Von seinem Händedruck kann ich lange zehren. Nur die leise Spur eines Lächelns um den Mund. Dieselbe Kraft der Hand auch in seinen Augen. Klar sind sie, hell, wie alle hier, und voller Ruhe. Ein stiller Mensch. Nicht nur zu dem Fremden, auch zur Tochter sagt er wenig. Er setzt sich wieder, die kräftigen Hände auf den Knien, und schaut uns an. Nicht neugierig, ausforschend. Er nimmt uns wahr. So hat er auch dagesessen, vor dem Strauß mitgebrachter Astern, als er auf seine Tochter wartete. Dagesessen und vor sich geschaut. Kein Fernsehgerät läuft, kein Radio, kein Buch liegt aufgeschlagen. Er hat auch nicht geschlafen. Saß einfach da und wartete, wartete auf Larissa. Bis sie da war.

Sie umarmt noch einmal den kleinen runden Mann, wie einen Geliebten so heftig. Und ihre Augen glänzen.

„Ach, mein Vater ...“, sagt sie, den Tränen nah. „Dass ich meine Eltern habe, das ist Glück“, und schüttelt dabei den Kopf, als fasse sie es nicht.

Gerade für sein überwiegend junges Publikum (in Charkiw gibt es 300.000 Studenten, an mehreren Hochschulen) ist es von entscheidender Bedeutung, daß Serhij Zhadan seine Texte auf Ukrainisch schreibt. Wie ernst es ihm damit ist: Inzwischen hat er auch seinen Namen ukrainisiert. Bei unserer ersten gemeinsamen Lesung, 1998 im Literaturmuseum von Kiew, stand noch „Sergij“ auf dem Programm – wie wichtig manchmal ein einziger Buchstabe sein kann.

Damals, 1998, hatte es vor einem ältlichen, noch weitgehend sowjetisch geprägten Publikum, eine erregte Diskussion gegeben, weil die deutschen Autoren so gut wie alle Verse ohne Reim vortrugen. Die ukrainischen Autoren rezierten, ohne Ausnahme, gereimte Gedichte, auswendig gesprochen, mit gehobener Stimme und geschlossenen Augen. Mittlerweile schreibt Serhij Zhadan seine Lyrik ebenfalls längst in freier Rhythmik (auch auf Deutsch veröffentlicht. Sein Gedicht *HOTEL BUSINESS*, das er in Berlin geschrieben hat, wurde bereits 2004 im *MERKUR* zitiert). Das heißt allerdings nicht, dass er nicht hin und wieder auch noch gereimte Gedichte schreibt. Dazu sitzt einem ukrainischen Schriftsteller der Dichter Taras Schewtschenko zu tief im Blut, auch heute, trotz aller Öffnung zu den westlichen Literaturströmungen, die in den neunziger Jahren für das hiesige Publikum noch exotisch klangen und auf Widerstand stießen.

In den letzten Jahren aber hat sich auch in der ukrainischen Literatur das Blatt gewendet, natürlich zuerst bei den jüngeren Autoren. Längst

hat sich hier ein neues literarisches Milieu herausgebildet, mit einem blutjungen Publikum. Nicht nur Zhadan, auch Juri Andruchowytch oder Ivan Prochaska, aus Lemberg, schreiben ihre Bücher auf Ukrainisch, und sie sind alle drei mehrfach ins Deutsche übersetzt – wie natürlich auch ins Russische. (Eine Ausnahme macht der auch in Deutschland oft gelesene Andrej Kurkow, aus Kiew, aber im damaligen Leningrad geboren, der seine Bücher weiter auf Russisch verfasst.)

Unterhalb dieser prominenten Leuchtsterne gibt es eine breite Schicht literarisch schreibender Menschen, gerade unter den Jungen, die an den Urvater ukrainischer Literatur, Taras Schewtschenko, anschließen (1814-1841). Er war der erste, der für seine Lieder, zum größten Teil in zaristischen Gefängnissen und Lagern verfasst, die Sprache seiner Heimat benutzte – anders als Mykola Hohol, aus Poltawa, der als Nikolaj Gogol auf Russisch veröffentlichte, in der Sprache des politisch und kulturell dominierenden Nachbarn.

Für einen deutschen Leser, dem das Ringen dieses Landes um seine sprachliche Identität weitgehend fremd bleibt, liegt der Reiz von Zhadans Prosa aus einer immer noch fernen Region Europas in seiner rotzfrechen Sprache. Gegenüber der politisch durchreglementierten Vokabelwelt unserer Breiten, in der der kleine ägyptischstämmige Ismail aus Iserlohn zu einem „Jugendlichen aus muslimisch geprägten Sozialkontexten“ herunterbotanisiert wird, liest sich die unkorrekte Direktheit von Serhij Zhadan durchaus befreiend. Ich habe oft meine Freude daran gehabt, seine ungehobelten Kraftausdrücke (die in einer gehobenen Kulturzeitschrift lieber nicht zitiert werden sollten), für mich in unseren keimfreien Sozialarbeiterjargon zu übersetzen.

Von einiger Wichtigkeit für die Zukunft in einem noch zu schaffenden kulturellen Europa scheint es mir, dass sich die führenden Literaten der Ukraine heute an der deutschen Sprache ausrichten. Sowohl Andruchowytch wie Zhadan sprechen hervorragend Deutsch, und mit ihnen viele, die heute noch keinen Namen haben. Diese beiden häufig übersetzten Autoren sind zudem oft unterwegs in unserem Sprachraum, in Deutschland, Österreich, in der Schweiz. Damit sind sie die besten Botschafter eines Landes, das es bei uns noch zu entdecken gilt – mit großem Gewinn.

Auf der Rückreise nach Deutschland nähert sich der Zug der ukrainisch-polnischen Grenze. Ein Zöllner reißt die Tür meines Abteils auf, ich bin allein. Die meisten Reisenden sind vorher ausgestiegen. Er schaut mich eine Weile an, sagt kein Wort.

„Alte Bücher? Ikonen?“ fragt er irgendwann. Ich lache ihn an, zeige auf den kleinen Handkoffer. „Ich Lesungen in der Ukraine“, kratze ich meine (russischen) Vokabeln zusammen.

Vollkommen ausdruckslos die hellen Augen in seinem runden Gesicht. Sie verraten mir nichts. Eilig hat es der Zöllner nicht, hier im Niemandsland.

„Das frage ich nur“, sagt er endlich, auf Deutsch. Dann rammt er die Tür zu zwischen uns. Verschwunden. Kehrt nicht wieder.

War das eine Art Entschuldigung? Ich habe Muße genug, über diese vier Worte zu fabulieren, zumal es draußen, in diesem Ödland, wirklich nichts zu sehen gibt.

„Das frage ich nur“, wiederhole ich und setze für mich seine Rede fort. „Das frage ich nur. Aber ich meine es nicht. Es ist meine Pflicht, Ihnen diese Frage zu stellen. Sie müssten den Unterschied doch kennen, Sie Literat, zwischen Sagen und Meinen ...“.

Mir gefällt diese Möglichkeit von Nähe, über die Fremdheit von Sprachen und Kulturen hinweg. Vielleicht ist dieser Zöllner sogar ein Leser. Nach meinen Erfahrungen in der Ukraine, dem „Land der Grenze“, ein durchaus realistischer Gedanke. Ein Abschied jedenfalls, wie er im Buche steht. Und Lust macht, wiederzukommen. ■

Was ist Glück?

Christoph Pichler

In der Kategorie Prosa von OberschülerInnen des diesjährigen Literarischen Wettbewerbs hat es 14 Einsendungen gegeben.

Die Texte sind unterschiedlicher Länge – die längsten wurden von den AutorInnen selbst als Romane gekennzeichnet.

Daneben finden sich kürzere Erzählungen. Hier gibt es unterschiedliche Erzählhaltungen – von subjektiver Prosa und Gedankenströmen bis hin zu klassisch strukturierten Kurzgeschichten, wofür v.a. die US-amerikanische Literatur Vorbilder liefert. Während der letzten 15 Jahre war z.B. der überaus starke Einfluss eines Autors wie Raymond Carver auf die deutschsprachige Literatur zu beobachten.

Auch ein paar Essays waren unter den Einsendungen. Der Essay ist eine sehr offene Gattung, sowohl was seine Themen angeht, als auch in Bezug auf seine sprachliche Verarbeitung.

Bei den eingesandten Essays lässt sich sagen, dass zumeist viel Energie aufgewendet wird, um die Leser in den Text zu involvieren, und das geht dann auf Kosten der Reflexion über das Thema. Das beliebteste Thema war – Glück. Was ist Glück, wie und wo findet man es usw. Das spiegelt eine mittelfristige Tendenz der Sparte Ratgeber-Literatur auf dem Buchmarkt wider.

Bei den Romanen und Erzählungen zeigt sich eine gewisse Vorliebe für das phantastische Genre. Hier werden die Garne mit unterschiedlicher Qualität gesponnen – Umberto Eco hat mal gesagt, man kann in der Literatur jede mögliche Welt erfinden; aber für jede Welt muss man bestimmte Regeln festlegen und sich dann beim Erzählen konsequent an sie halten. Wenn z.B. Elefanten in dieser Welt fliegen können, müssen sie immer fliegen können. Diese Konsequenz des Erzählens haben wir nicht in allen Texten gefunden.

Neben den phantastischen Elementen geht es in den Erzählungen vorwiegend um Beziehungen; auch Ausflüge ins Psychothriller-Genre sind dabei, und in zwei Texten steht besonders die Musik im Vordergrund. Bemerkenswert ist vielleicht noch, dass keine der Einsendungen sich der Südtiroler Realität annimmt.

Wenn man Preise an Texte vergibt, stützt man sich einerseits auf Kriterien wie Handhabung literarischer Mittel oder stilistisches Können – auch eine gewisse Sicherheit in der deutschen Sprache selbst wird vorausgesetzt; andererseits bleibt da ein unwägbarer Rest, für den die Intuition zuständig ist. Das Bauchgefühl ist sowieso immer schneller als der rationale Verstand, sagen die Neurologen.

Beide Punkte – Kriterien und Intuition – haben uns jedenfalls veranlasst, der Kurzgeschichte mit dem Titel Origami den ersten Preis in der Sparte Prosa/Oberschüler zuzusprechen. In luftiger und poetischer Weise erzählt er von einem jungen Paar, das einen Tag am Strand verbringt. Nur in Andeutungen wird auf eine ernste, vielleicht tragische Erfahrung verwiesen – dass sich u.U. in diesem Leben unsere Träume nicht erfüllen und wie wir damit fertig werden können und müssen. Auch das der Erzählung voran gestellte Motto deutet darauf hin. Der Autorin gelingt es sehr gut, das Emotionale spürbar zu machen, ohne es ihren Lesern gewaltsam unter die Nase zu reiben. Ein wenig fühlt man sich auch bei dieser Kurzgeschichte an den schon erwähnten Raymond Carver erinnert.

Dem Roman für Jugendliche – so die Gattungsbezeichnung – mit dem Titel Drei Meter unter dem Meeresspiegel haben wir den zweiten Preis gegeben. Wir können ihn dem phantastischen Genre zuweisen. Die Protagonistin dieses Romans zieht einen bösen Zauber auf sich. Dieser



Foto: Karl Stanzel

bewirkt, dass sie das Geschlecht wechselt und am nächsten Morgen als Junge aufwacht. Und sie/er wird auf eine neue Schule geschickt, die sich unter Wasser befindet und an der Meeresbiologie unterrichtet wird. Auf der einen Seite haben wir hier überbordende Phantasie und eine Lust an absurden Namen festgestellt. Auf der anderen Seite handhabt die Erzählerin ihre Figuren auf souveräne Weise über eine lange Strecke (es ist ein Roman, wie gesagt) – ihre fiktive Welt ist konsistent, und die Figuren, v.a. die Protagonistin/der Protagonist entwickeln sich im Lauf der Handlung weiter. Trotz einiger Längen hat uns der Text überzeugt.

Den dritten Preis haben wir ex aequo vergeben:

- einmal an den Text mit dem Titel Rosen, weiße, verschlossene. Diese Erzählung ist nicht abgeschlossen, aber es scheint zumindest, als setze die Autorin zu einem längeren Projekt an. Trotz einiger Schwächen im Ausdruck gelingt es der Autorin, die Leser in ihre Geschichte über zwei Schwestern hineinzuziehen. An den besten Stellen schreibt sie Prosa mit Rhythmus und Kraft
- und ein zweites Mal ergeht der dritte Preis für Prosa/Oberschüler an die Erzählung Der Uhrmacher. Auch hier haben wir die eine oder andere sprachliche Schwäche gefunden. Aber die Vision des Erzählers hat uns gefesselt. Er zeigt uns einen Uhrmacher im Newtonschen Sinne; an seinem Arbeitstisch sitzt er über ein tickendes Universum gebeugt, an dem er gerade bastelt. Und das Ticken wird auch hörbar im Staccato der sehr kurzen Sätze, das sich bis zum Finale – einer Anti-Klimax – steigert.

Sparkassenpreis 2012,
Juror Christoph Pichler:
„Eine gewisse Vorliebe für das
phantastische Genre“



Foto: Karl Stanzel

Sparkassenpreis 2012

Die Preisträger/innen
des Sparkassenpreises
2012 für Oberschüler,
Hochschüler und
Gleichaltrige mit
Christine Sartori (v.l.):
Kathalin
Schmidhammer, Doris
Reichegger, Veronika
Ellecosta, Greta Ferrari
(vorne), Martin
Verdross, Bastian
Riccardi, Gerd
Sulzenbacher, Matthias
Vieider (hinten)

Greta Ferrari

Origami

The world is not a wish-granting factory.
The fault in our stars, John Green

Normalerweise bin ich vor ihm da. Heute nicht. Er steht unten am Ende der Straße, an die niedrigere Mauer gelehnt und schiebt mit den Zehen seine Gummisandalen umher. Ich beginne zu rennen. Meine Ledersandalen klatschen laut auf dem Pflaster.

„Hey!“ Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um meine Arme um seinen Hals schlingen, werfe ihn fast um.

„Hey.“ Er umarmt mich und hält mich fest, ganz kurz nur. Seine Hände sind warm. Der Duft des Jasmin weht zu mir herüber. Süßlich. Kleine helle Blüten, ein weißes Sternenmeer auf grünem Grund. Ich schiebe ihn ein Stück weit von mir weg, lege den Kopf schief, sehe ihn an. Er hebt seinen Rucksack auf, der neben ihm auf dem Boden liegt und legt den Kopf auf die andere Seite.

„Gehen wir?“ Ich will etwas sagen, aber er lächelt sein schiefes Lächeln und zieht mich mit.

Unser Strand ist fast leer. Ich ziehe meine Schuhe aus und wirble im Gehen den feinen Sand auf. Ich schaue auf meine Füße. Meine Zehennägel sind grün gestrichen, grün wie die Blätter der Jasminsträucher. Ich warte darauf, dass er etwas sagt. Jasmin. Der Name klingt weich. Der Duft ist weich. Wie Wolken. Ich frage mich, ob Sterne auch weich sein können. Er greift nach meiner Hand, hält sie nicht fest, berührt sie nur ganz leicht. Ich hole Luft. Zögere kurz, nur eine Sekunde.

„Und?“, frage ich. „Wie war Rom?“

„RÖMISCH“, SAGT ER UND GRINST.

„Hmm“, mache ich, „wirklich?“

„Ja. Das ist ein Kompliment, ein großes Kompliment. Ich meine, weißt du wie viele Touristen täglich durch Rom spazieren? Ich nicht. Ich hab sie nicht gezählt. Japaner, Franzosen, Amerikaner. Aber weißt du wie viele Städte durch die Touristen ihr Adjektiv verlieren? Viele. Aber Rom... Rom ist anders. Rom bleibt trotzdem römisch.“ Ich muss grinsen. Adjektiv. Ich mag seine Formulierungen.

Seine Schritte sind größer als meine. Ich versuche einen Rhythmus zu finden, aber es gelingt mir nicht. Ich weiß nicht, ob ich fragen soll. Wir haben schon darüber geredet. Am Telefon. Ein bisschen zumindest. Ich rede nicht gern am Telefon. Ich habe das Gefühl, dass noch etwas da ist, dieses leise Summen und Klicken in der Leitung. Und wenn keiner etwas sagt, kann ich meine Gefühle hören. Sie sind laut. Wie das Meer wenn es windig ist.

Er drückt meine Hand. „Warte“, sagt er. Wir bleiben stehen, nebeneinander. Unsere Beine berühren sich leicht.

„DAS HAT MIR GEFEHLT.“

„Was?“, frage ich.

„DAS MEER.“ ER LACHT LAUT, UND ICH MUSS MITLACHEN.

„Und ich nicht?“, frage ich.

Er schaut mich kurz an, als müsse er erst überlegen, breitet die Arme aus, und ich denke, er will mich wieder umarmen, aber stattdessen hebt er mich hoch und beginnt zu rennen, und dann schmecke ich etwas Salziges auf den Lippen, und ich merke, dass ich im Wasser sitze, und wir lachen, während die Wellen sich uns auf uns zu bewegen und sich wieder zurückziehen.

„Ja, das Meer hat mir gefehlt“, sagt er noch einmal.

Ich liege auf dem Bauch. Vor mir glitzernde Sandkörner. Ich zeichne eine Jasminblüte in den Sand. Verwische nacheinander die Blütenblätter. Ja. Nein. Ja. Nein. Ja. Nein. Nicht fragen? Steht in Blumen, die wie Sterne aussehen, das Schicksal? Seine Finger gleiten über meinen Rücken. Er malt unsichtbare Bilder. Es kitzelt ein bisschen.

„Haus“, sage ich und verwische die Blume ganz.

Er schneidet eine Grimasse. „Mit dir geht das nicht. Du errätst es zu schnell.“

„Du malst immer die gleichen Dinge“, sage ich.

„Mach du mal was.“

Ich richte mich auf und lege beide Hände auf seinen braun gebrannten Rücken. Ich kann spüren wie sich die Muskeln bewegen, als er sich anders hinsetzt.

„HANDABDRÜCKE“, SAGT ER.

„Fast.“ Ich gleite mit der Fingerkuppe über seine glatte Haut. Manchmal denkt er nicht mit, wenn ich male. Er sagt, er bekommt Gänsehaut, wenn ihn etwas kitzelt. Ich schaue an ihm vorbei aufs Meer hinaus. Ganz draußen treibt ein Tretboot, tanzt auf den Wellen auf und ab. Ich zögere.

„Kreise?“ Es klingt wie ein Scherz, nicht wie eine Frage. Er dreht den Kopf ein bisschen in meine Richtung. Ich antworte nicht und male weiter, schaue meinem Finger dabei zu und fühle, wie die Kuppe langsam taub wird.

„Ich weiß nicht“, sagt er nach einer Weile. Der Wind bläst und verweht seine Stimme Richtung Meer.

Als ich den Kopf wieder hebe, ist das Tretboot nicht mehr zu sehen.



Foto: Karl Stanzel

Ich nehme meine Hand weg. Er dreht sich um und sieht mich an. „Was ist?“, sagt er.

„Ich wollte das Kolosseum malen“, sage ich, und seine Augen lächeln, und dann sage ich plötzlich: „Warum haben sie dich nicht genommen?“ Einen Augenblick lang sieht er überrascht aus, und ich denke schieße ich hätte nichts sagen sollen und dann doch er will darüber reden und dann nein ich hätte noch warten sollen und dann sagt er: „Ich bin nicht gut genug.“

Seine Augen lächeln immer noch, aber nicht wie davor, sie sind ernst. Und plötzlich bin ich traurig. Nicht auf eine bestimmte Weise, einfach nur traurig. Überall. Im Bauch, in den Schultern, in den Zehen. „Aber es war dein Traum“, sage ich, und ich höre, wie klein meine Stimme klingt.

„Es ist mein Traum“, sagt er, „und es bleibt einfach nur ein Traum.“ Seine Stimme klingt wie seine Augen. Ernst lächelnd.

„Aber...“, sage ich, und er nimmt mich in den Arm und wiegt mich ein bisschen vor und zurück.

„Hey“, flüstert er, „es ist okay. Es ist okay. Es macht nichts.“

„Aber das geht nicht“, sage ich. Er lässt mich los.

„WIESO NICHT?“, FRAGT ER. ES KLINGT NICHT IRONISCH. NUR EHR- LICH.

„Du hast es dir gewünscht“, sage ich.

„Ich wünsche mir viele Dinge.“ Er greift in seinen Rucksack, holt ein Pa- piertaschentuch hervor.

„Früher habe ich mich mir immer gewünscht, fliegen zu können“, sagt er. Ich streiche mir das Haar hinter die Ohren, sehe zu, wie er das Ta- schentuch einmal in der Mitte faltet, dann zweimal. Er öffnet es wieder, biegt die Ecken ein, noch einmal. Ich schaue auf seine Finger. Sie sind lang und dünn. „Es waren viele Leute da. Mehr als ich erwartet habe. Aber ich habe trotzdem noch gedacht, dass ich es vielleicht schaffen könnte. Danach kam dieses Gespräch, und der Mann sagte, leider reiche es nicht. Er war aus dem Süden. Man hörte es heraus, wenn er sprach. Das „leider“ war ehrlich gemeint, und dann war es für mich einfach okay.“ Er faltet es wieder zweimal, zu einem Quadrat. Biegt die Ecken wieder um, sodass es ein Dreieck wird. Öffnet es und zieht eine Spitze heraus. „DA.“ ER HÄLT ES MIR HIN.

„Ein Vogel?“ Ich nehme ihn. Er zittert ein bisschen im Wind.

„KANNST DU AUCH WAS ANDERES FALTEN? ICH MEINE AUSSER HÜTEN UND FLUGZEUGEN?“

Er nickt. „Origami. Japanische Papierfaltkunst. Man kann unglaublich viel machen aus einem Stück Papier. Viel. Aber nicht alles. Ich meine: Hätte ich einen grünen Vogel daraus machen können? Nein. Weil das Taschen- tuch nicht grün ist. Und hätte ich einen großen Vogel daraus falten kön- nen? Nein. Weil das Taschentuch nur zehn mal zehn Zentimeter groß ist. Man hat eben nur das, was man hat.“

Weißer Vogel. Grüner Vogel. Ich sehe ihm in die Augen, und sie sind dunkel und warm und tief.

Ich lege den Vogel in meine Tasche, ganz oben drauf damit er nicht zerdrückt wird. „Gehen wir?“ Ich stehe auf und schaue zu ihm hinunter. ER GRINST. „WER ZUERST UNTEN IST.“

Ich renne los, den Strand hinunter. Der Sand brennt unter meinen Füßen, und ich breite die Arme aus. Fliegen.

Ich bin zuerst unten. Denke ich. Aber dann fasst er mich plötzlich von hinten am Arm und zieht mich mit ins Wasser. Es spritzt, und die Wellen

Greta Ferrari (1995) besucht das Humanistische Gymnasium in Bozen und beschäftigt sich außer mit Literatur auch mit Tanz (Modern Dance und Klassisches Ballett). Sie hat an mehreren internationalen Ballettwettbewerben teilgenommen und nutzt regelmäßig die Angebote der Jugendliteraturwerk- statt Graz.

klatschen über mir zusammen und meine Augen brennen und mein Mund ist wieder voll Salzwasser. Ich lache laut und reibe mir die Augen. Und dann ist es auf einmal still. Ich lasse mich von den Wellen schaukeln und sie bewegen sich immer noch auf uns zu und ziehen sich wieder zurück. Ich schaue wieder hinaus aufs Meer, dorthin, wo der Himmel nass wird. „Manchmal“, sage ich, „ist der Horizont weiter weg als an anderen Tagen.“

Er antwortet nicht und ich drehe mich nicht um.

Er schwimmt Richtung Bojen. Es klatscht, wenn seine Arme ins Wasser eintauchen. Ich stoße mich mit den Zehenspitzen vom Grund ab, und ich fühle, wie ein bisschen Sand am Untergrund aufgewirbelt wird. Ich schwimme langsam, in gleichmäßigen Zügen. Spüre das Wasser an mir vorbeifließen. Ein leichter Wind schiebt die Wellen vor sich her. Die Luft

riecht salzig und gleichzeitig leicht süß. Nach Leben. Ich schmecke den Geruch sogar auf der Zunge.

ER IST SCHON AN DER BOJE ANGEKOMMEN, HÄLT SICH AN IHR FEST. SIE IST ROT, ABER IRGENDWIE SIEHT SIE AUSGEWASCHEN AUS. ICH FRAGE MICH, OB WELLENSCHAUkeln LANGWEILIG WERDEN KANN. Ich halte mich mit einer Hand an seiner Schulter fest, schiebe den anderen Arm unter seinem durch und greife nach der Boje. Ich spüre, wie er unter Wasser meine Hüfte umschlingt und mich ein Stück zu sich hin zieht. Ganz nahe, nur wir und das Wasser. Und der Geruch. Ich schaue zum Strand zurück. Hier draußen sind die Wellen größer. Wir atmen beide laut, und ich fühle die Spätnachmittagssonne auf meinem Rücken. „Schau“, sagt er und deutet mit dem Kopf in die andere Richtung. Sein Atem streift mein Gesicht. Ein Schwarm Vögel fliegt Richtung Süden.

Jury-Statement Prosa Hochschul/innen

Grundloses Lächeln

Christoph Pichler

In der Sparte Prosa von HochschulInnen gab es heuer sieben Einsendungen. Es handelt sich ausschließlich um erzählende Texte, Essays waren nicht dabei.

Phantastische Plots sind hier nicht wirklich zu finden. Ein Text handelt vom Leben in einer neuen Stadt und von den emotionalen Ent- und Verwicklungen in einer Wohngemeinschaft. Ein anderer erzählt von einem tödlichen Unfall eines Wasserspringers, an den sich der Ich-Erzähler in aller Ausführlichkeit erinnert und dabei mit Tod und Schicksal hadert.

Mit einer deutlichen Ausnahme besteht auch bei den HochschulInnen kein großes Interesse an spezifischen Südtiroler Themen oder Kontexten. Mit dieser deutlichen Ausnahme möchten wir beginnen. Es handelt sich um das Romanprojekt mit dem Titel Am Ufer. Der Text kreist um ein gut bekanntes Thema – jenes Stauprojekt im Vinschgau, beim dem das Dorf Graun überflutet wurde und über 1000 Menschen ihre Heimat verloren. Dieses Ereignis ist immer noch eine offene Wunde in der Vinschger Realität – das zeigt sich eben schon daran, dass hier eine Autorin einen Roman über dieses Thema plant.

Erzählt wird in zwei Handlungssträngen – der eine spielt in der Gegenwart, angesichts der vollendeten Tatsachen; der zweite ist in der Vergangenheit angesiedelt und berichtet, wie das fatale Stauprojekt rund um Graun sich anbahnt und ins Rollen kommt.

Was uns von diesem Romanprojekt vorliegt, hat uns überzeugt, dergestalt, dass wir Am Ufer den dritten Preis in der Sparte Prosa/HochschulInnen zugesprochen haben.

Damit haben wir auch ein paar Vorschusslorbeeren vergeben. Wir hoffen, dass dieses Fragment die Versprechen, die es in inhaltlicher und stilisti-

Typen“, wie sie ihn nennt. Der Geschmack von Pfefferminzkaugummi bleibt assoziativ mit dem tragischen Ereignis verbunden und wird deshalb für Sarah sozusagen zur Bewährungsprobe.

Diese Entwicklung erzählt der Text in eigenständiger Weise. Kurze Sequenzen, in denen auch Sarahs Gedanken unmittelbar kursiv aufblitzen, formen sich zu 18 Kapiteln, die wie durch Filmschnitte organisiert sind. An diesen Text haben wir den zweiten Preis für HochschulInnen vergeben, obwohl auch die Möglichkeit im Raum stand, ihm den ersten Preis zu geben.

Den hat dann doch ein Konvolut kürzerer Texte gewonnen, das unter dem Kennwort Halbzeug beim Wettbewerb eingereicht worden ist. Diese Texte unterscheiden sich von den anderen Einsendungen. Hier wird weniger erzählt, vielmehr widmet sich der Autor mit größter Lust und Frechheit dem Experiment. Im ersten Text – betitelt Bei Trost – bricht der Frühling aus. Aber dieses allgemein als erfreulich empfundene Ereignis wird hier in der Beschreibung ins Gegenteil gewendet – der Frühling bricht hier aus wie eine Revolution, die die Menschen mitreißt, und auch wie eine Krankheit. Sie zeigt sich bei den Menschen in eigenartigen Symptomen wie z.B. in grundlosem, aber anhaltendem Lächeln.

Die Verfahren der konkreten Poesie und der experimentellen, spracharbeitenden Literatur – denken wir an Jandl, Mayröcker, Schmatz oder Schönweger – werden benutzt und humorvoll ad absurdum geführt – z.B. im Text Hör halt weg. Da enthüllt sich am Ende augenzwinkernd, dass all die interpunktionslosen Sätze ein Dialog des schreibenden Ichs mit wem? – mit der Rechtschreibprüfung seines Computers waren. Die Halbzeug-Texte enthalten auch schöne sprachliche Fundstücke: Im Text



Foto: Karl Stanzel

scher Hinsicht gibt, auch einlösen wird. Die Gegenwartshandlung sollte sich in den folgenden Kapiteln aus ihrer Statik lösen, d.h. es kann nicht ständig nur um den alten Mann gehen, der traurig auf den See hinausblickt. Ein guter Anfang ist jedenfalls gelungen.

Auch der nächste Text ist ein Roman, ein kurzer Jugendroman, wie ihn die Autorin selbst überschrieben hat. Pfefferminzkaugummi ist der Titel der Geschichte.

Erzählt wird von Sarah, die neben ihrem Vater im Auto sitzt, als sie in einen Unfall verwickelt werden. Sarah verliert dabei ihren Vater, dem sie kurz vor dem Aufprall einen Pfefferminzkaugummi gegeben hat. Die Erzählung zeigt, wie Sarah darum kämpft, nicht nur mit dem Verlust fertig zu werden, sondern auch mit ihrem Hass auf den „Fahrerflucht-

Still leben Stilleben ist von einer „wundgeshoppten Visakarte“ die Rede. Am Schluss noch eine lobende Erwähnung, und zwar für die Einsendung mit dem Titel Venedig im Schnee. Es enthält drei Kurzgeschichten. Zwei davon haben uns nicht überzeugt, dafür aber die erste mit dem Titel Gestöber im Doppelherz. Darin geht es um ein Geschwisterpaar, ein Mädchen und einen Jungen. Beide sind Zirkusartisten. Das Mädchen, Megan, begeht Selbstmord – sie springt am Sicherheitsnetz vorbei und lässt ihren Bruder allein zurück. Aber irgendwie hat sie es trotzdem geschafft, ihm ihr Herz zu hinterlassen. Das poetische Ineinander von Reflexion und Erinnerung sowie die Schilderung der Verbundenheit zwischen den beiden Geschwistern, die im Bild des doppelten Herzens gipfelt, haben uns zu dieser lobenden Erwähnung veranlasst.



Foto: Karl Stanzel

Sparkassenpreis 2012, am Podium (v.l.): Christine Sartori, Dr. Ferruccio Delle Cave (Autoren- und Autorinnenkreis im Südtiroler Künstlerbund), Kulturlandesrätin Sabina Kasslatte Mur, Dr. Marjan Cescutti (Stiftung Südtiroler Sparkasse)

Martin Verdross

Still Leben Stilleben

Still leben Stilleben vor sich hin: hunderte, vielleicht tausende. Sie wissen nicht, dass es sie gibt. Bestimmt sind sie Zufall.

Ich suche.

- I) Eine fast unversehrte, freundlich geformte Praline hat sich zum Hinduismus bekannt, sie betet einen Stofffetzen an, der mit all seinem Goldgelb und Orientrot ॐ नमिपदे हूँ (Om Mani Padme Hum) schreit. Ihre schlampige Zuckergussverzierung leuchtet in der Abendsonne innbrünstig dem Mantra entgegen, das sich schützend über sie faltet.
- II) Hinter einem Buchstaben von schätzungsweise 32pt, es ist ein eierschalfarbenes serifes „B“, liegt ein Rädchen. Nichts geschieht.
- III) Eine winzig kleine Ukulele träumt von Hawaii, wo sie nie gewesen ist, und versucht traurig zu vergessen, dass sie in Wirklichkeit Koreanerin ist. Würde ich sie spielen, so hätte sie einen seltsamen, fragwürdigen Akzent.
- IV) Ein Kinderspielzeug liegt ungespielt neben einem anderen. Sie warten. Sie schweigen einen Reim: Dazu sind wir nicht gedacht, dazu sind wir nicht gemacht. Es ist ein Sirenen gesang, dem man nur schwer widerstehen kann, aber ich bleibe standhaft. Ich raste und suche weiter.
- V) Eine glänzende, wundgeschoppte Visakarte. Kreide. Kreidestaub. Ich sehe Drogen, ein kleines Schwarzes, rot durchsetzte Augen und viel Schminke. Aber das muss ich wohl alles selber mit hereingeschleppt haben, es war vorher noch nicht da.
- VI) Auf einem Sockel thront eine Fernbedienung in Plastik verpackt. Es ist entweder Kunst oder Müll. In beiden Fälle ist es besser, ich lasse es liegen wo es ist und fasse es nicht an. Der Kunstmüll starrt mir noch eine Weile kopschüttelnd hinterher. Entschuldigung.
- VII) Ein Plastikei trägt das Antlitz Jesu Christi, fotografisch realistisch festgehalten im präzisen Moment der Auferstehung, samt pulsierendem Nimbus, erhobenen drei Fingern und im Flugwind des Heiligen Geistes wehendem Haar. Die Pracht kennt keine Grenzen, keine Farbe dieser Welt wurde nicht verwendet. Der benachbarte falsche Jadebuddha kann seinen Neid kaum verbergen. Und doch, Fabergé hätte es vermutlich anders gelöst.
- VIII) Ein bisschen Licht liegt ungefähr überall, kommt durch die großen Scheiben von draußen herein, verirrt sich, findet nicht mehr hinaus, wird von einem Stück Wand aus einem Tonstudio eingefangen und gespeichert für irgendwann später.

Es ist seltsam zu denken und fast unmöglich zu glauben, dass draußen alles anders ist.

Die Frucht

Ich kenne dich.

Ich mag dich nicht und selbst würde ich dich nicht kennen, ich würde dich nicht wählen. Ich würde dich nicht essen wollen, denn du weißt dich nicht anzubieten. Du bist weder klein noch groß, deine Form ist keine Form.

Deine Farbe ist blass und lahm und kränkelnd als wärst du ein Fetzen alter Stoff der zu lange in die Sonne sah. Deine Farbe ist wie die Restfarbe deiner Nachbarn, der Mango und der Mandarine, der Kumquat und des Pfirsichs. Altersflecken hast du, und bist derweil so jung, als hättest du von Natur aus Krebs. Nein, würde ich dich nicht kennen, ich würde dich nicht haben wollen.

An dir klebt noch, zu Staub vertrocknet, die Gebärmutter deiner Blüte, die man abreiben kann wie gemeinen Dreck, die einem noch aufdringlich an den Fingern haften will. Hast du Kerne? Ich würde dich fragen, würde ich dich nicht kennen. Vier hast du, soll ich erfahren: drei gute und einen Krüppel. Glatte, dunkle, unförmige Brocken. Und den Krüppel. Dein pudriges Fleisch schmeckt einfach irgendwie. Du bist eine Frucht um des Fruchtseins Willen, weißt nicht, wie zum Teufel du schmecken willst, und deshalb kratzt du im Hals. Sieh dir die Ananas an, die verbotene Schönheit, die exotische Wilde. Nimm dir ein Beispiel an der Kokosnuss, der unbezwinglichen Schlampe, die sich in den Tod stürzt um dich im Schlaf an den Stamm gelehnt zu erschlagen – sie wissen, wer sie sind. Für dich schämt sich selbst der Strauch, der dich hervorbringt, der Ast, an dem du gedeihst. Wärst du ein Mensch, so wärst du einfältig und hättest eine Zahnlücke. Wärst du ein Tier, so wärst du atlantisches Plankton. Wärst du eine Frucht, so wärst du du selbst. Du Mispel.

Garnichts

Frag einen Vierzigjährigen und er wird dir sagen, seine größte Angst sei, nicht genug geliebt zu werden. Frag einen Zwanzigjährigen und er wird dir sagen, seine größte Angst sei, nicht genug zu lieben.

Ich sehe nichts. Da ist doch gar nichts. Wir gehen hinaus und laufen, wohin, da ist doch gar nichts. Wir setzen uns nieder und schauen, was schauen wir an, ich sehe nichts. Da ist nichts und ich sehe nichts. Niemand kann mir etwas zeigen, denn da ist gar nichts. Da sind Wolken und darunter Berge, Straßen, Bäume, Felder, aber das ist doch gar nichts. Ein Hauch Regen, das ist noch weniger als gar nichts. Ich stehe auf und laufe dahin und dorthin und suche etwas zum Sehen aber da ist doch gar nichts. Alles was es gibt weiß ich schon. Nichts was da ist, ist etwas. Ich weiß nicht mehr, wohin ich schauen soll, es macht mich kaputt, das ganze Nichts anschauen zu müssen. Das ist doch alles gar nichts. Ich versuche durch das Garnichts hindurchzuschauen, aber dahinter ist noch mehr Garnichts.

Warum darf ich nichts sehen? Alle sehen etwas, aber ich sehe gar nichts. Und wenn ich versuche, etwas zu finden, im Garnichts, dann ist es erfunden und nicht wahr und das ist noch schlimmer als gar nichts. Ich würze das Garnichts mit Reservegedanken, die aus mir selbst kommen, aber die passen zu gar nichts und es schmeckt lab. Niemand will nur Gewürze essen, ohne gar nichts. Ich rede das gar nichts schön, aber den schönen Sätzen fehlt ein Subjekt und das Prädikat bedeutet dadurch gar nichts. Nichts ist.

Hör halt weg

wenn ich dir nicht schön genug schreibe dann hör eben weg ich höre schließlich auch weg wenn ich mir nicht schön genug schreibe was soll ich denn auch sonst machen vielleicht will ich ja auch gar nicht schön schreiben du ziehst nie die Möglichkeit in Betracht dass ich vielleicht hin

und wieder überhaupt nicht schön schreiben will sondern ganz entsetzlich unschön schreiben will nahezu schlecht könnte ich doch schreiben wollen denk doch bitte einmal darüber nach bevor du sagst dass ich dir nicht schön genug schreibe ja überlege dir folgendes ich könnte und das musst du zugeben ab und zu nicht wenig Lust darauf haben unerhörte Scheiße zu schreiben einfach so weil eben nicht immer alles schön geschrieben werden muss wer will denn bitteschön verbieten alle zwei bis drei Wochen mein kleines wohlverdientes Bisschen Scheiße zu schreiben es gibt doch auch Leute die tun das Tag für Tag jeden Tag weil sie es ganz einfach nicht besser können denen ist es schließlich auch nicht zu verbieten und nur weil ich im Stande wäre schöner zu schreiben heißt das noch lange nicht dass ich es auch tun muss ich nehme es mir heraus selbst zu entscheiden wie gut ich schreiben möchte es ist mein gutes Recht alles ganz falsch und eben nicht so wie es sein sollte zu schreiben wenn ich will und überhaupt wer sagt denn dass es nicht auch schön sein kann schlecht zu schreiben das Telefonbuch liest schließlich auch jeder und was da so steht ist doch wohl alles andere als schön und wenn es ein altes Telefonbuch ist dann ist es noch nicht einmal mehr wahr was erlaubst du dir eigentlich zu sagen dass ich nicht schön schreibe glaubst du denn du kannst es besser von deinen blöden Vorschlägen war bisher kein einziger zu gebrauchen und gereizt bin ich auch nicht nein ganz im Gegenteil es geht mit blendend ich werde jetzt gleich damit beginnen etwas unsagbar schlechtes zu schreiben so unsagbar schlecht sogar dass dir dazu rein gar nichts mehr zu sagen einfallen wird weißt du was ich werde dich ausschalten du unfreundliche Rechtschreibprüfung

Durst oder andere haben Krebs

Vorgestern bin ich über Nacht gewachsen, das weiß ich genau. Es war ein exzessiver Wachstumsschub, von solcher Wucht, dass ich davon aufgewacht bin.

Ich saß da, in meinem Bett, und starrte auf das Glas auf meinem Nachttisch. Darin war klares, sprudelndes Wasser, ich hatte es mir am Vorabend dorthin gestellt, für den Fall, dass ich nachts Durst bekommen würde. Und tatsächlich, als hätte ich es geahnt, hatte mich der plötzliche Wachstumsschub ungemein durstig gemacht.

Ich war unsagbar durstig, und gleichzeitig müde, konnte mir drittens mein Wachsen nicht erklären, und das alles machte den Durst noch unerträglicher: ich was ekstatisch durstig, nahezu unanständig dehydriert, und es machte mir auch nichts aus, dass das Wasser seit Mitternacht seine Sprudelkraft größtenteils eingebüßt hatte, ich wollte es einfach nur austrinken.

Doch bevor ich motorisch nach dem Glas greifen konnte schoss mir die teuflische Frage ein: Was, wenn ich vergessen hatte, wie man trinkt? Ich war soeben gewaltig gewachsen, es war gut möglich, dass ich dabei vergessen hatte, wie man trinkt. Noch dazu hatte das Glas eine äußerst tückische Form und es war außerdem stockdunkel. Selbst falls ich nicht vergessen haben sollte, wie man trinkt – es wäre ein schwieriges Unterfangen gewesen. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich noch wusste, wie man Fahrrad fährt, tankt, mit Murmeln spielt, doch das Trinken schien mir fern zu sein.

Gleichzeitig hatte ich panische Angst davor, herauszufinden, ob es nun tatsächlich so geschehen war oder nicht, und das hielt mich schlussendlich gänzlich davon ab zu versuchen, nach dem unheilvollen Glas zu greifen. Es gab nur eine Lösung: ich musste weiterschlafen und am nächsten Tag sofort in die Notaufnahme, gleich als allererstes am Morgen. Vielleicht ließ sich noch etwas machen, vielleicht war noch etwas zu retten.

Das alles ist nun fast einunddreißig Stunden her, das Glas steht noch auf meinem Nachttisch, der Sprudel im Wasser ist tot. Momentan warte ich noch auf die Laborergebnisse. Aber ich habe kein gutes Gefühl. Und Durst.

Gehen Sie weg

Die Reste auf den Tellern werden trockener, die Gerüche verbraucher, die Luft gesättigter. Die Gespräche werden profaner, die Grammatik elastischer, die Ausdrucksweise charakteristischer. Die Witze werden schlechter, das Gelächter anzüglicher. Die Komplimente werden großzügiger.

Nein, wir haben geschlossen. Gehen Sie weg.

Die Ordnung wird unsichtbarer, die Dekoration erträglicher, die Lichter eitriger, gelber. Und die Schatten wirrer. Die Gläser und Karaffen seichter, das Erinnerungsvermögen überschaubarer, die Fähigkeit zu fahren zweifelhafter. Die Hemmschwelle wird überwindbarer, die Wangen runder, die Weinflecken üppiger.

Die Stühle werden leerer, die Gesellschaft konzentrierter, und man fragt sich: bleibt nun die Elite zurück oder der Abschaum?

Die Lieder langsamer, die Texte melancholischer, die Akkorde molliger und

manche auch septimer, die Kunst legitimer. Die Reime fallen leichter und klingen schwerer. Die Bewegungen werden gewagter, die Gliedmaßen werden bewegter. Die Frisuren gelebter, die Gesichter werden ehrlicher, und die Situationen werden wahrer.

Die Gedanken werden revolutionärer. Die Worte visionärer.

Geschlossen, gehen Sie weg.

Alles wird erlaubter. Die Alten werden jünger und die Jungen älter. Das Deutsche italienischer. Meine Schrift wird künstlerischer. Alles wird egal, alles wird besser und nichts wird schlechter.

Nur die Hure draußen wird nichts, steht genauso da wie schon vor zwei Stunden. Höchstens ein bisschen eingeknickt ist sie, in Richtung der Straßenlaterne. Aber sonst sehr professionell. Mutter Afrika. Die exotische Schöne. Ja.

Wem etwas daran liegt, der hat verspielt.

Über die beiden Bozen

Bozen, das liegt in Italien. So sagen es deutsche, österreichische, holländische, einige Schweizer und manche belgische Touristen.

Bozen, das ist im Norden, sagen viele Sizilianer und Römer, aber nur wenige von ihnen sind Touristen. Was die anderen über uns sagen, das wissen wir nicht. Wahrscheinlich sagen sie gar nichts über uns, wahrscheinlich sind wir ihnen mehr oder weniger egal, oder sie wissen nicht, dass es uns gibt. So gesehen gibt es uns ganz genau genommen nur in mitteleuropäischen Raum. Dafür dort gleich zweimal: einmal in Italien, schwimmend in viel zu starkem Kaffee und vor sich hin gärend in der fischig riechenden Streikatmosphäre. Und einmal im Norden, da wo die Berge sind, hinter die man nie geschaut hat und wo die Menschen spukten, wenn sie reden.

Das alles macht es zunehmend schwierig, Bozen geografisch einzuordnen oder auf einer Landkarte zu verzeichnen. Außerdem ist es jedes Mal sehr ärgerlich, wenn man nach Bozen kommt und feststellen muss, dass man sich versehentlich im falschen Bozen befindet: im italienischen Bozen anstatt dem im Norden, oder umgekehrt. Je nachdem ob man nun eben Deutscher ist oder Sizilianer.

Bei Trost

Ich sitze auf einer Bank.

Ich schäle eine mittelgroße, altrosafarben gereifte Grapefruit. Sie ist in Portugal gewachsen und hat mich zweiundachtzig Cent gekostet. In meinen Gedanken und im Schälen ist nichts Böses oder Unrechtes, nichts neues Revolutionäres, nur Traditionelles, Altes und Belangloses. Ich meditiere, schälend. Doch die Zeitung warnt seit Wochen, und auch das Fernsehen. Schließlich, in diesem präzisen Augenblick da ich das



Foto: Karl Stanzel

Schälen meditiere, geschieht es: um mich herum bricht der Frühling aus. Er bricht aus wie ein wütender Bauernaufstand mit Weltkriegspotenzial, als sättigte er die Luft schon seit langem, wartend auf den zur Explosion verhelfenden Funken. Die Druckwelle, die er vor sich her schiebt, lässt das Gras unter meiner Bank vibrieren und schärft die Schatten der Bäume; die Wolken bilden flauschige Atompilze, der Himmel hinterlegt sie renaissance-lackblau.

Alle Menschen bleiben stehen, ein Hund verharrt inmitten des konzentrierten Bepissens einer Straßenlaterne. Klebriges, süßes Eis tropft auf den Turnschuh eines dicken Kindes wie sonst eine Bombe auf eine Kleinstadt tropft, zerschellt am billigen Plastik der Schnureinfassung, verdampft in der kühlen Hitze zu Kohlenstoff und diversen Gasen. Meine halb entblöbte Grapefruit reift ein kleines bisschen weiter.

Die Ruhe nach dem Sturm ist trügerisch, denn so wie die Strahlenverseuchung nach der Detonation tritt auch er in Akten auf. Die erstarrten Menschen atmen wieder. Sie saugen die erste Ladung Frühlingsluft des Jahres in ihre alten Winterlungen, wo sie sich sofort absetzt und Geschwüre erwachsen lässt, die sich wiederum in den Blutkreislauf einhaken und Metasthasen bilden rund um das Herz, die Leber und überhaupt überall dort, wohin die Blutbahnen reichen. Niemand kann ihnen helfen, und niemand kann sie verantwortlich machen für das, was nun geschieht. Ich sitze. Ich halte meine Grapefruit etwas fester als sonst, weshalb das zehenförmig in Eiweißhäuten verpackte Fruchtfleisch wie eine volle Bäuerinnenbrust aus der Restschale quillt. Als hätte ich weder etwas gesehen noch gehört schäle ich weiter. Ich schäle weiter. Und sitze weiter.

Die Menschen lächeln nun. Dafür gibt es keinen Grund, sie tun es aus purer Freude an der Sache selbst, weil sie gar nicht anders können. Alle Menschen lächeln, auch diejenigen, die es sich eigentlich nicht leisten können. Arme Menschen, die sich keine Grapefruit für zweiundachtzig Cent kaufen können und die nachts auf der Bank schlafen, auf der ich tagsüber sitze. Alte Menschen, die nicht mehr gut gehen und denken können und bald sterben. Sie alle müssen plötzlich sklavisches Grundlos lächeln, und jetzt müssen sie lachen und springen – die alten Menschen

legen sich dabei nicht selten mittlere bis schwere Verletzungen zu, aber das ist ihnen egal und sie lachen und springen einfach weiter und hören nicht mehr damit auf. Es ist ein Trauerspiel. Das Trauerspiel hat viele Akte.

Die Menschen müssen weiterhin kitschgetränkte Frühlingsluft atmen, es ist schließlich keine andere da. Sie atmen sie ein und kotzen Frühlings-CO₂ wieder aus, heterogen gemischt mit volltrunkenen Wortfetzen und Lauten der Verzückung. Jeder Atemzug berauscht sie mehr und bald schreiten sie ekstatisch erfüllt im goldenen Schnitt quer über die Straßen, waten durch das Meer von wieder ausgekotztem Frühlings-CO₂ wollen Leuten mit Kindern ihren Sitzplatz im Bus anbieten und notfalls aufdrängen, sie zwingen sich hinzusetzen, wollen allen Werbeplakaten alles glauben, behaupten, sie untertrieben sogar maßlos, denn der neue gelbe Pudding von Dr.Oetker sei nicht nur köstlich sondern herrlich, fürstlich, göttlich. Die Menschen werden zu neonleuchtenden, bizarr entstellten Schneewittchen; sie wollen, dass Vögel sich auf ihren ausgestreckten Zeigefinger setzen und lauthals schreien, sie wollen mit ihnen zwei-, drei- und vierstimmig kreischen bis ihre Augäpfel blutunterlaufen rückwärts nach innen rollen. Sie wollen orgiastisch implodieren, sich verzehren in sich selbst und allen anderen, allem anderen, der ganzen Welt und dem großen Universum.

Sie alle sind frühlingssschwanger. Sie wollen abtreiben, aber können nicht. Sie müssen aushalten und ertragen, die gottgewollte Zumutung mitspielen bis zum bitteren Ende, um sich dann voreinander zu Tode zu schämen.

Ich sitze immer noch auf derselben Bank. Ich habe nichts gesehen und nichts gehört. Der erste Biss in den ersten Zeh meiner Grapefruit ist unanständig sauer und wenig erfreulich. Auf meinem linken Daumen klebt einer dieser kleinen, weißen Fäden, welche die Kammern der Zitrusfrüchte im Inneren kreisförmig zusammenhalten und für die es keinen Namen gibt. Ich schnipse ihn weg. Ich sehe nicht, wo er landet. Vermutlich auf dem Boden.

Es ist ein Trauerspiel, und niemand kann ihnen helfen.

Wie liest man Gedichte?

Klaus Hartig

Jury-Statement Lyrik Ober- und Hochschul/innen

Der Übersetzer und Herausgeber des „Jahrbuchs der Lyrik“, Christoph Buchwald, den einige 2010 als Juror im Rahmen des Lyrikpreises Meran kennengelernt haben, hat diese Frage in seinen „Neun Handreichungen für Gedichtleser“ zusammengefasst. Auf was sollten die Leserin und der Leser also achten? Auf Klang und Rhythmus etwa, auf das Wortmaterial (verwendet der Autor Worterfindungen, Dialekte, oder technische Begriffe) oder auf den Umgang mit lyrischem Handwerkszeug wie Reim, Vers und Metapher? Der Einsatz von Sprachklischees, verunglückten Sprachbildern, sprachlicher Beliebigkeit und Ungenauigkeit sind dagegen immer Alarmsignale. Gedichte schreiben ist also harte Arbeit, die entsprechendes Handwerk voraussetzt – dass Meisterwerke aus dem Ärmel geschüttelt werden, kommt laut Christoph Buchwald „alle dreitausend Jahre einmal vor“. Arbeit an Lyrik heißt dann auch nichts weniger als zur Essenz von Sprache vorzustoßen, einen möglichst hohen Verdichtungs- und Vertiefungsgrad zu erreichen, auch zwischen den Zeilen. „Was das Gedicht nicht sagt, ist das Gedicht“, hat Kurt Drawert, der erste Sieger des Lyrikpreises Meran, einmal gesagt. Autorinnen und Autoren bleibt also nichts anderes übrig, als Verzichtbares von Unverzichtbarem zu trennen, mühsam zu kürzen und zu feilen, bis nichts mehr zu kürzen ist, bis ein Kern, aus dem Sprachmaterial seziert, vorliegt – und aus diesem Nukleus besteht das Gedicht. Die Jury hatte die Texte junger Autorinnen und Autoren zu bewerten, die – was die Aneignung des lyrischen Handwerks angeht – Lernende sind. Einige stehen am Anfang ihres Wegs, andere müssen die eigene Wegrichtung erst noch finden, nur wenige haben einen ersten Streckenabschnitt zurückgelegt. Deshalb und aufgrund der Anzahl der eingereichten Arbeiten – in der Kategorie der Oberschüler nahmen acht Autorinnen und Autoren am Wettbewerb teil, in der Klasse der Hochschul/innen sechs – hat die Jury in den beiden Wettbewerbsklassen zwei Preise vergeben und drei lobende Erwähnungen ausgesprochen – obwohl laut Reglement sechs Preise möglich gewesen wären. In der Wettbewerbsklasse der Oberschüler werden lobend erwähnt: Anna Gorfer vom Realgymnasium Schlanders und Erika Unterpertinger vom Sprachenlyzeum Bruneck. In dieser Kategorie vergibt die Jury keinen dritten und keinen zweiten, dafür aber einen ersten Preis, „für die fantasievolle Arbeit an der Sprache und – vor allem – für den Mut zum Sprachexperiment und zum kalkulierten Regilverstoß“ – der erste Preis in der Wettbewerbsklasse der Oberschüler geht an Gerd Sulzenbacher vom Sprachenlyzeum Bruneck. In der Wettbewerbsklasse der Hochschul/innen wird ein Autor lobend erwähnt: Martin Verdross, der an der Fakultät für Design und Künste der Freien Universität Bozen studiert. In dieser Kategorie vergibt die Jury einen dritten Preis, „für eine rhythmisch durchkomponierte Sprache, die ihren Weg gefunden hat und der hintergründiger Humor nicht fremd ist“, dieser Preis geht an Matthias Vieider, der in Wien Philosophie studiert.

Die Preise und die lobenden Erwähnungen sind als Aufforderung zu verstehen, weiter an den Texten und an der Sprache zu arbeiten und den eigenen Weg konsequent fortzusetzen. Einfach ist das natürlich nicht. Es wird immer wieder Hürden geben, Gräben und Untiefen, und wer glaubt, diese Hindernisse umgehen zu können, verläuft sich. Der leichte Weg ist – in allen Künsten – der kürzeste.



Foto: Karl Stanzel

Sparkassenpreis 2012, Juror Klaus Hartig: „Was das Gedicht nicht sagt, ist das Gedicht“

Der Meraner Handpressendrucker Siegfried Höllrigl hält in seiner Offizin S. in der Meraner Hallergasse seit zwanzig Jahren das Erbe einer Jahrhunderte alten Kulturtechnik lebendig und beugt sich nicht dem Zeitgeist.

Druck Hand Werk

Es gibt das manchmal: jemand folgt seinem eigenen Weg. Eine Haltung, die Bewunderung auslöst, mitunter Kopfschütteln, vielleicht Nachdenken darüber, welche Möglichkeiten ein Leben – neben den ausgetretenen Pfaden – sonst noch bereithalten könnte. Ist ein Gratwanderer erfolgreich, applaudiert das Publikum, finden sich Bewunderer und Nachahmer, die auch ein Stück weit das Außergewöhnliche vereinnahmen. Lässt sich kein landläufiger Erfolgsmaßstab anlegen, wird schnell auf verrückt plädiert. Nach diesem Maßstab darf jemand getrost als verrückt bezeichnet werden, der sich zum Beispiel einer technischen Entwicklung verweigert und nicht „mit der Zeit geht“. Der, um beim Beispiel zu bleiben, sich der elektronischen Beschleunigung in allen Dingen entzieht und in dem Moment, da der Fortschritt unaufhaltsam in sein Leben dringt, den umgekehrten Weg nimmt.

Als um das Jahr 1985, um endlich konkret zu werden, der Fotosatz Einzug in die Druckerbetriebe hält, gilt der als verrückt, der beim Handsatz bleibt. Welcher Handwerker kann es sich leisten, die technische Entwicklung in seinem Gewerbe – der sehr bald mit der elektronischen Umstellung eine regelrechte drucktechnische Revolution folgen wird – nicht nachzuvollziehen, sich nicht „anzupassen“? Der Mann, von dem hier die Rede ist, hat sich nicht angepasst und in dem Moment, in dem sich die Druckereien von ihren alten Maschinen trennten, weil man dem Fortschritt Platz machen musste, seinen unternehmerischen Mut und sein Geld zusammengenommen und sich aus den nunmehr nicht mehr gebrauchten Restbeständen eines Betriebes Presse, Setzmaschine und Schriftmaterial gekauft, um seine eigene Handdruckerei zu gründen.

Die Entscheidung zu diesem Schritt ist gewissermaßen der Geburtssakt der „Offizin S. – Werkstatt für Literatur, Typografie und Grafik“. Und zieht, konsequenterweise, weitere Entscheidungen nach sich, die sich weit über das hinaus erstrecken, was man als beruflich bezeichnen würde. Ganze Lebensumstände müssen danach ausgerichtet werden. Wenn man sich aber die Person vergegenwärtigt, die sich sozusagen mit ihrem ganzen Leben dem Wagnis der Verlangsamung ausgesetzt hat, ist davon auszugehen, dass dieser Entscheidung ein langer Reflexionsprozess vorausgegangen ist.

Der Mann, von dem hier die Rede ist, Siegfried Höllrigl aus Meran, ist ein „gelernter“ Drucker. Das heißt: eine Lehre in der traditionsreichen (und schon längst eingestellten) Druckerei Poetzelberger in Meran, dann von 1965 bis 1969 in der Bozner Druckerei Athesia und von 1969 bis 1986 bei Ferrari-Auer in Bozen.

Man kann diese Entscheidung auch nur verstehen, wenn man sie nicht als eine wirtschaftliche, sondern als eine künstlerische, philosophische, lebensumgreifende begreift. Nicht die Nutzüberlegung, sondern der ästhetische Gedanke leitet Höllrigl, und eine gute Portion „Eigensinn“, in bester Kantscher Manier ver-



Foto: Ute Döring

standen. Das zu perfektionieren, was man gelernt hat, für ein Text-Werk die optimale typografische Lösung zu finden, nicht schneller, sondern langsamer zu arbeiten: also ein Irrsinn – oder bereits ein statement mit Nachhaltigkeitscharakter?

Man beginnt zu begreifen: es geht um Zeit. Genauer: um unseren Umgang damit. Nichts kann gleichzeitig gut und schnell erledigt werden, steht auf einem Kalenderblatt. Das widerspricht der Nutzethik serieller Produktion. Der Handpressendrucker nimmt sich Zeit und macht die Zeit zum subtilen Thema seiner Druckarbeit: es geht um eine Zeitbemessung in der Feinabstimmung zwischen Auge und Hand. Ein langsamer Prozess, gleich einem Reifungsvorgang, einer Klärung, wird durch die Mechanik der Abläufe in Gang gesetzt; durch Satz und Druck entsteht der Text gewissermaßen zum zweiten Mal. Das Handwerk wird zum zeit- und raumfüllenden Tun, begleitet sinnstiftendes ästhetisches Wachsen, bildet auch ein haptisches Vergnügen für den Handwerker selbst, der unter den Händen das Entstehen spürt, und genau genommen handelt es sich um ein buddhistisches Ritual.

Zwei Jahre nach der Gründung der Offizin S entschließt sich Höllrigl, den Brotberuf des Druckers im Angestelltenverhältnis aufzugeben und fortan sein eigener Herr zu werden. Was bei dieser Entscheidung hilft, ist, dass sich ein Kreis schließt. 1987 kann Siegfried Höllrigl seine Maschinen, die er vorher in

verschiedenen provisorischen Unterkünften – etwa im ehemaligen Pferdestall des Bozner Kapuzinerklosters – hatte unterbringen können, in seinem Elternhaus im malerischen Steinachviertel in Meran aufstellen; und mit dem Jahr 1993 wechselt Höllrigl schließlich vollständig in die Offizin über. Die „Werkstatt für Literatur, Typographie und Grafik“ hat ihren Platz gefunden.

Refugium der Worte

Über diesen Ort gibt es Beschreibungen, die sich bis hinein in die verwendeten Bilder und Worte gleichen: die Offizin, ein Poetenladen, Refugium der Worte. Es ist schwer, nicht in Klischees zu verfallen, wenn davon die Rede ist. Wem Wort und Text etwas bedeuten, kann sich der Atmosphäre dieses Ortes unmöglich entziehen, und das Beste ist: diese Atmosphäre wirkt nicht sofort, entfaltet ihre Wirkung erst nach einer gewissen Zeit der Entspannung, der Konzentration, des Sich-Einlassens auf den Ort. Man betritt wirklich eine „andere Welt“, wenn man über die Schwelle der Werkstatt tritt, und dieses so deutliche körperliche Erlebnis ist wahrscheinlich der Grund für die übereinstimmende Schilderung von Literaten und Journalisten: wie der Besucher von der Stadt heraufkommt, von Touristentrauben durch die Altstadtlauben geschoben wird, an der Stadtpfarrkirche vorbei eine gewisse Beruhigung erlebt. Hier sitzen Bier und Spagetti hochrot im Straßengarten, zgedröhnt vom Baulärm der Renovierungsarbeiten gegenüber. Wie hinter dem Steinachplatz

Blick in die Werkstatt mit dem Drucker Siegfried Höllrigl, gesehen von Ute Döring: Zentrum eines feingesponnenen Netzes künstlerischer und literarischer Verbindungen

der Rummel schlagartig aufhört, nur mehr einzelne Pärchen über das Kopfsteinpflaster der engen Gassen des ehemaligen Künstlerviertels tröpfeln, Individualisten, die irgendetwas hierher gezogen hat – sie passen ins Bild. Dann, weiter hinten, linkerhand ein grünes, zweistöckiges Haus, unscheinbar, auf den ersten Blick. Um die Tür zur Offizin zu finden, muss man zweimal schauen. Literarische Andeutungen für Connaisseurs in den Auslagen, die sich sehr bewusst zurückhalten. Auch hier ist nichts für den schnellen Blick zu sehen. Wer genauer schaut, entdeckt aber, die Hinweise sind allesamt aktuell, sorgfältig ausgewählt, Wegweiser einer literarischen Topografie, die weit über die Region hinausreicht.

Und dies ist auch die Entdeckung, die man im Inneren machen kann: unzählige Hinweise auf ein weitverzweigtes, wenngleich subtil geknüpftes Netz von literarischen Beziehungen, Freundschaften, Teilnahmen. Ein Foto von Thomas Bernhard an der Wand, vielleicht mit Widmung? Friederike Mayröcker – da ist die persönliche Bekanntschaft unübersehbar. Packen von Briefen, handgeschriebene Korrespondenz, zum Beispiel mit Kurt Drawert. Unzählige Kunstdrucke, Schnitte, Stiche, Plakate. Internationale Namen. Die Nachfrage ergibt: Ja, manchmal kommen Autoren in die Werkstatt, auf Einladung des Hausherrn oder auch einfach so zu Besuch. Sie fühlen sich hier wohl. Genießen die Stille. Die erlebbare Bedeutung des gedruckten Wortes, den Ursprung von Literatur. Der Diskurs geht um das Wesentliche eines literarischen Lebensentwurfes, public relations bleiben vor der Tür.

Der Meraner Lyrikpreis, der seit 1993 deutschsprachige Autorinnen und Autoren in die Passerstadt bringt, hat die Entwicklung der Offizin S. entscheidend mitgeprägt. Von Anfang an sucht Höllrigl die zeitweilige internationale Bekanntheit seiner Stadt auch in seine Arbeiten miteinzubeziehen; so entstehen Kunstdrucke mit Werken der Teilnehmer oder Juroren des Lyrikpreises; so Ende 1994 das Gedicht „Meraner Rabe“ von Sarah Kirsch mit Radierungen von Paul Flora. Aus der intensiven Zusammenarbeit werden Freundschaften, die weitere Freundschaften nach sich ziehen, wie zu Klaus Merz oder Ilma Rakusa. Mit der Zeit wächst in der Hallergasse ein in der öffentlichen Wahrnehmung zwar beinahe unsichtbarer, in der „Szene“ jedoch umso stärker wahrgenommener Knotenpunkt – und Rückzugsort – für zeitgenössische Lyriker.

Mit dem Meraner Lyrikpreis beginnt der Drucker, parallel zu dem Ereignis Editionen mit Texten der teilnehmenden Autorinnen und Autoren herauszugeben. Dabei legt er Wert auf eine ausgewogene Verbindung von Texten mit druckgrafischen Arbeiten. Zur zweiten Ausgabe präsentiert er 1994 einen Band mit Gedichten der Stuttgarter Autorin Margarete Hannsmann („Irische Drift“), der bald die bibliophile Editon „Laurin“ folgt. 1996 erscheint ein Band mit zwei Langgedichten Kurt Drawerts, später Arbeiten von Klaus Merz, Friederike Mayröcker und anderen literarischen Gästen Merans.

Der Zusammenhang zwischen Dichten und Drucken liegt quasi auf der Hand: poiein ist im Griechischen alles, was gemacht, gesetzt, gestaltet und festgehalten wird, wozu es ein Zusammenspiel von Auge und Hand, von Inhalt und Form braucht. Und so verwundert es keineswegs, wenn man erfährt, dass der Drucker auch selber schreibt. Einen Gedichtband hat er 1982 herausgebracht („Nix Anno Domini“) und vor einem Jahr ist in der edition laurin in Innsbruck sein Reisetagebuch „Was weiß der Reiter vom Gehen“ herausgekomm-

men: der Bericht einer viermonatigen Fußreise, die Höllrigl 2004 durch den Balkan nach Istanbul geführt hat – und auch dieser Umstand verweist auf die Lebensphilosophie der Langsamkeit, Bedachtnahme und Genauigkeit, die sich übrigens in einem wunderbar poetischen und gleichzeitig lebensklugen Werk ausdrückt.

Die aktuelle Arbeit aus der Offizin S. ist der Offizin-S.-Kalender 2013, so etwas wie ein opus magnum und das Resümee einer über 25-jährigen Erfahrung Höllrigls mit Grafik und Literatur. Monat für Monat sind durch Druckgrafik und Textbeiträge dargestellt, die eigens für diese Sammlung entstanden sind. In zweijähriger Tätigkeit und im Austausch mit vielen befreundeten Künstlerinnen und Künstlern, Autorinnen und Autoren hat der Drucker die einzelnen Arbeiten zusammengetragen und sorgfältig aufeinander abgestimmt. Es ist kein Zufall, dass in dem Werk lokal verankerte Autorinnen und Autoren wie Sabine Gruber, Sepp Mall und Josef Zoderer neben Namen wie Klaus Merz, Sarah Kirsch oder Semier Insayif zu finden sind und auch bei den Beiträgen der Künstlerinnen und Künstlern Einheimisches neben Internationalem figuriert. Auf diese Weise ist unter Höllrigls ordnenden Händen ein bibliophiles Kleinod und gleichzeitig durch die handsignierten Arbeiten eine künstlerisch-literarische Kostbarkeit entstanden, von der allerdings nur ganz wenige Exemplare in den Verkauf gelangen sollen.

Ästhetik des Widerstandes

Ganz unwillkürlich drängt sich der irritierende Gedanke auf, dass der gewaltige Aufwand an Vorbereitungen, Kontaktaufnahmen, Absprachen, Abstimmungen, Arbeitsschritten, der hier in Gang gesetzt wurde, letztlich einem ... Kalender dient, einem Hilfsinstrument der Zeiteinteilung. Nicht unbedingt das klassische Kleid für ein künstlerisches Meisterwerk – doch schon der neuerliche Hinweis auf die Zeit zwingt weiterzudenken: ein calendarium sym-

Glück gehabt hat (...) in dieser Werkstatt zu stehen“ fängt Kurt Drawert eine Rezension aus dem Jahr 1995 mit Blick auf die Offizin an – und ich füge fast zwanzig Jahre später hinzu – der bekommt eine Ahnung davon, wie ein Lebenskreis von Arbeit, Denken und Wirkung auf kleinstem Raum, bei gleichzeitiger höchster Konzentration, mit allereinfachsten Mitteln jedwede Fremdbestimmung und Zerteilung der Person in Funktionalitäten, Ansprüche und Sollseinskategorien zurückweist; eigensinnig, beharrlich, konsequent, aber keinesfalls mit großer Geste, lautem Tönen oder zurechtgemachtem understatement. Das Faszinierende an einem solchen Widerstand gegen das, was wir allgemein als den Druck der Verhältnisse bezeichnen würden, besteht darin, dass es gar kein Widerstand ist. Kein Entgegensetzen, sondern ein Festhalten am Gelernten, Erprobten, an Handgriffen, an einer an Kunst, Literatur und Handwerk geschulten Überzeugung. Die sich selbst genug ist, aber in einem alles andere als konservativen Selbstverständnis, sondern offen für alles, für Neues, Ungewohntes, auch und durchaus Unangepasstes in jeglicher Hinsicht. Das Festhalten am Hergebrachten verhärtet sich nicht zur Unduldsamkeit des Eigenbrötlerischen, der Verbitterung eines selbstgewählten inneren Exils, vielmehr atmet alles heiteren Sinn, und wer „wie ich das Glück gehabt hat“, einer Einladung zum Essen ins Haus des Druckers zu folgen, gerade mal treppauf über der Werkstatt und somit alles in einem und unter einem Dach und unter demselben Kosmos, wo in aller Selbstverständlichkeit das „Brot gebrochen“ und eine Symbiose konzentriertesten literarischen Austausches sich mit aller Beiläufigkeit eines zwanglosen essayistischen Gedankenspaziergangs verbindet, der erkennt, dass es Möglichkeiten des SoSeins gibt, die ganz zwanglos einem eigenen Rhythmus folgen und die Formel Zeististgeld ganz einfach aus ihrem Leben streichen. In Zeiten wie diesen ist das eine Erkenntnis, die den Weg von der Abseitigkeit zurück in die gesellschaftliche Mitte findet, nachdem rein monetär organisierte Lebensträume nach und nach platzen und eine sparkassenbasierte Zukunft mehr als ungewiss geworden ist.

Natürlich wäre es einigermaßen weit hergeholt, wollte man private Lebensentwürfe in gesellschaftliche Muster ummünzen oder gar Zukunftsmusik damit machen wollen, aber es ist schon beeindruckend, wie sich aus Überzeugungen und Entscheidungen in ihrer gelebten Form auch Haltungen entwickeln, die durchaus konkret zu Handlungen und einem beharrlichen Auftreten in Situationen führen, wo angepasstere Zeitgenossen der Mut verlässt. Bereits 1972 organisierte Höllrigl mit Freunden und Mitstreitern einen Protest gegen ein großes Skiliftprojekt im Land und konnte sich gegen eine mächtige Unternehmer-Lobby und den allergrößten Teil der damaligen Landespolitiker durchsetzen. Dieser Erfolg bestärkte ihn im Glauben, dass Widerstand durchaus zweckhaft ist, sofern ein Vorhaben nicht wirklich dem common sense entspricht und nur kurzfristigen Profitinteressen dient. Der Ort wehrt

sich selbst, meint er dazu und erzählt, dass es auch im eigenen Viertel gelungen sei, größere Bauprojekte erfolgreich abzuwehren. In der Rede gewendet, könnte man sagen, aus dem Widerstand der Ästhetik ließe sich durchaus eine Ästhetik des Widerstandes ableiten. Eine prophetische Rolle dabei würde der Drucker aus Meran aber sicher in aller Bescheidenheit – vielleicht mit einem verschmitzten Lächeln in den Mundwinkeln – von sich weisen. ■

Siegfried Höllrigl:
Plakat aus der Offizin
S. mit Einladung
zu einer
Verkaufsausstellung
(2011)



bolisiert Zeiteinteilung, Ablauf, Wiederkehr, Kontinuität im Wandel – und mithin wird er zum Spiegel eines Lebens, in der Wirkung möglicherweise vergleichbar der Wucht jener Megainstallation „the refusal of time“ des Australiers William Kentridge, die dem Zuschauer im Kasseler Hauptbahnhof seine Zeitlichkeit unmittelbar und eindrücklich vor Augen und Ohren führt, aber wohl etwas leiser als diese und vielleicht nachdenklicher. „Wer wie ich das



Foto: Michael Guggenheimer

Marianne Ilmer Ebnicher

Das Sonntagskind

Was früher war und uns heute auch nicht fremd ist

Lässig geht er dieses Buch an, der Vorarlberger Autor Michael Köhlmeier, genauso lässig, wie er von seinem Portraitfoto hinten im Buch schmunzelt. Fast könnte man meinen, er hätte sich im Buchtitel selber beschrieben, und er wäre geradezu so ein glückliches Sonntagskind.

Allemaal ein Sonntagskind war jene Person vom Wiener Institut für Jugendliteratur, die für die Auswahl der 16 Märchen und Sagen zeichnet. Sie hat sich nicht nur für Geschichten entschieden, die man/frau in Österreich schon längst und landläufig kennt – nein, ihr ist es auch gelungen, unbekannte und deshalb besonders erzählenswerte Märchen und Sagen aufzuspüren. Solche von Flüchen und Wundern, von klugen Frauen und mutigen Männern, von Teufeln und Zwergen ... Dem Autor muss diese Auswahl wirklich zugesagt haben, denn aus seinen Überarbeitungen scheinen offensichtlich auch literarische Vorlieben durch.

So die Geschichte Das Neusonntagskind von Wörtherberg mit dem der Märchen- und Sagenreigen im Buch beginnt und von der sich auch der Buchtitel ableitet. Allerdings ist das Neusonntagskind von Wörtherberg anders

als das Sonntagskind, von dem der Volksmund erzählt. Das Neusonntagskind ist genauso glücklich, ja, aber weil Hexen und Teufel ihm dieses Glück neiden, ist es in ständiger Gefahr. Selbst dann noch, wenn es zu einem jungen Mann herangewachsen ist. Selbst dann noch, wenn dieser junge Mann „ein Herz aus Gold hat und unsichtbare Flügel an den Knöcheln. Und wer ihm das nicht ansieht, hat Murmeln im Schädel“, schreibt der gewitzte Autor und lässt die LeserInnen über seine lockere Art, alte Geschichten neu zu beleben, „mundoffen staunen“ (Wortschöpfung des Autors).

In der Geschichte Der Handwerksbursch vom Prackersberg geht es um einen unheilbringenden Kreuzer (Münze) und unter anderem auch um einen Arzt, von dem Michael Köhlmeier sagt: „Den Menschen außen kannte er auswendig, den Menschen innen kannte niemand.“ Im selben Atemzug wechselt der gewiefte Autor zu den Eigenschaften gesundheitlicher Beschwerden über und meint: „Die Krankheiten aber sitzen

innen. Dort ziehen sie herum wie die Vögel von Süden nach Norden, von den Fußsohlen bis in die Stirn und wieder zurück.“

Das ist nur ein Beispiel davon, wie Michael Köhlmeier die Persönlichkeit seiner Protagonisten/innen erfasst und mit seinen Sichtweisen verknüpft: zielsicher, haarscharf, sodass einem beim Lesen in den Gehirngängen gleich mehrere Lichter aufgehen.

In der Geschichte Die kalte Pein geht es um Armut und um Selbstmitleid. Und weil diese unguete Mischung nichts anders als Kälte hervorbringen kann, steht hier ein Satz, der so hart und so angespitzt ist wie eine Eisnadel: „Hier hatte niemand niemanden mehr lieb.“

In der Geschichte Das Nachtvolk geht es um einen Jäger und um Geister und um Spannung, die der Autor aufbaut und sie dann mit einem saloppen Fingerschnippen bricht: „Und er hat sich gefürchtet, aber in die Hose gemacht hat er sich nicht.“

So ist er, der Michael Köhlmeier, wenn er Märchen und Sagen verfasst: er klopft Sprüche, er arbeitet mit unverrückbaren, scharfgezeichneten Wortbildern, er schafft Sichtweisen, die auf den Lauf

der Welt, auf das kleine Glück und manchmal auch auf die Hinterhältigkeit des Lebens verweisen.

Dabei kommt ihm aber nicht in den Sinn, seine LeserInnen zu schonen. Er bezeichnet unverblümt einen König als blödes Arschloch, weil der geizige, gierige, grausame und herrschsüchtige König schlicht und einfach ein solches ist (Wie der König Kesselflicker wurde). Er schreibt „galig“ und „fett“. Er schreibt „schweinish“, „verwarzt“ und „sturer Hund“.

Aber nicht, dass jetzt jemand auf die Idee kommt, dieses Märchen- und Sagenbuch (Jugendausgabe) bestünde nur aus Kraftausdrücken! Da gibt es Stellen, bei denen es einem luftgleich im Kopf wird. „Sie liefen hinter den Rehen her“, schreibt der beherzte Autor in der Geschichte Das Käuzchen von Rauhenstein und meint damit die Söhne eines Glockengießers, „und sie vergaßen alles um sich her, und auch wenn sie bis zum Abend nichts gefangen oder erlegt hatten, erzählten sie sich stolz von ihrem

Tag, als hätten sie die großen Dinge der Welt ein Stück zum Besseren hin gerückt.“


Warm ums Herz wird es einem, wenn Michael Köhlmeier vom Apotheker Zandl (Das Pechmandl) erzählt: „Er war lange Zeit in seinem Leben ein glücklicher Mann gewesen. Er war verheiratet mit einer lieben Frau. Und er hatte mit dieser Frau ein liebes Mädchen. Durchs Haus hat man sie tanzen sehen. Ludwig Zandl war ein großer, starker Mann, und manchmal in seinem Glück hat er beide vom Boden hochgehoben, seine Frau und sein Töchterlein, und sie haben gesungen zu dritt, und man hat sie durchs Haus tanzen sehen.“

Überhaupt wird es einem beim Lesen immer wieder warm ums Herz. Weil es in diesem Buch so ist, wie es früher einmal gewesen sein könnte: rau und vertraut, schaurig und schön. Und weil uns viele Dinge, von denen Michael Köhlmeier erzählt, auch heute gar nicht so fremd sind.

Michael Köhlmeier: Das Sonntagskind. 16 Märchen und Sagen aus Österreich. Jugendausgabe, 2012, Obelisk Verlag, Innsbruck – Wien, mit Illustrationen von Monika Maslowska, freischaffende Illustratorin und Grafikerin



Foto: Cover

Herausgeber	Distel - Vereinigung	 <small>AUTONOME PROVINZ BOZEN SÜDTIROL</small> <small>PROVINCIA AUTONOMA DI BOLZANO ALTO ADIGE</small> <small>Deutsche Kultur</small>
Erscheinungsort	Bozen	
Präsidentin	Gertrud Gasser	
Vorstand	Peter Paul Brugger, Armin Gatterer, Karl Gudauner, Reinhold Perkmann, Roger Pycha, Bernhard Nußbaumer	
Koordination, Veranstaltungen		
Presserechtlich verantwortlich	Vinzenz Ausserhofer	
Finanzgebarung	Christof Brandt	
Graphisches Konzept	Gruppe Gut Graphics	
Sekretariat	Alexandra Platter	
E-mail	I - 39100 Bozen, Silbergasse 15 Tel. ++39/0471 - 977468 Fax ++39/0471 - 940718 info@kulturelemente.org	
homepage	www.kulturelemente.org	
Druck	Fotolito Varesco Auer	
Grafik	Media Grafik ++39 348 580 30 70	
Bezugspreise	Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro	
Abonnement	Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro	
Bankverbindungen	Südtiroler Landessparkasse Bozen: IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300	

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Greta Ferrari, Leifers
Oberschülerin am
Humanistischen Gymnasium
Bozen

Martin Hanni, Bozen
Filmmacher,
Literaturvermittler, Publizist

Klaus Hartig, Meran
Kulturjournalist, Publizist

Marianne Ilmer Ebner,
Bozen
Kinderbuchautorin,
Publizistin

Bernhard Nußbaumer, Meran
Koordinator
der Kulturelemente

Christoph Pichler, Bozen
Publizist, Kulturredakteur der RAI

Helmuth Schönauer, Innsbruck
Rezensent, Mitarbeiter
der Universitätsbibliothek

Jürgen Tabor, Innsbruck
Kurator in der Tiroler
Landesgalerie im Taxispalais
Innsbruck, Publizist

Martin Verdross, Vipitan
Student an der Fakultät
für Design der
Universität Bozen

Michael Zeller, Wuppertal
Schriftsteller

Helmuth Schönauer

Die Geschichteküche

Germán Kratochwil: Scherbengericht. Roman.
Wien, Picus Verlag, 2012

Große Jubiläen bringen einerseits gewaltige Festivitäten hervor, andererseits werden sie aber immer wieder genutzt, um eine Epoche abzuschließen oder eine Zeitspanne zu analysieren.

Germán Kratochwil versammelt in seiner Familiensaga ein ganzes Jahrhundert um die Jubilarin Clementine, um mit der Vergangenheit im Sinne eines Scherbengerichts behutsam abzurechnen. Das Jubiläum ist doppelt angelegt, einmal reflektiert die Neunzigjährige zusammen mit dem Familienclan über die familiären Kontinentalverschiebungen zwischen Europa und Argentinien, zum anderen wird just in der patagonischen Sylvester-Nacht unter einem alten Lindenbaum das vergangene Jahrhundert verabschiedet.

Die eigentliche Familienfete dauert nicht lange und geht in gezügelter Feierlichkeit am Schluss des Romans halbwegs geglückt über die Runden. Das eigentliche Scherbengericht spielt sich auf dem Weg zur Fete ab, indem sich alle Figuren noch einmal läutern und einen persönlichen

Frieden mit sich selbst zu schließen trachten. Hauptfigur ist der Sohn der Jubilarin, ein internationaler Beauftragter für Minderheitenschutz. Begleitet wird er von seiner Tochter, die ihm ordentlich den Kopf wäscht, seit Jahrhunderten nämlich sei die Familie bei jeder Schweinerei dabei gewesen, um die Einheimischen auszurotten und auch sonst das Land zu eigenen Gunsten auszubeuten. Die Tochter selbst fühlt sich als eine Wiedergängerin der Lady Di und spricht in der Hauptsache mit Walen, mit denen sie offensichtlich die Welt retten wird.

Die Jubilarin ist nach dem Krieg aus Europa nach Argentinien eingewandert. Die Nazi-Zeit hat sie eher als Mitläuferin denn als Widerstandskämpferin erlebt, und auch jetzt ist ihr Freund durchaus ein Himmler-Fan, der seine Sätze ungeniert Richtung Wiederbetätigung herauslässt.

Ein Berserker von Hausmeister schlachtet zum Fest wie wild und weiß auch sonst mit der Axt umzugehen, kein Wunder, ist doch sein Vater noch Bauernknecht in Südtirol gewesen, der

vor den Faschisten fliehen musste. Ähnlich ergeht es der Knödel-Köchin, die wie wahnsinnig böhmische Speisen kocht, deren Rezepte sie offensichtlich bei der Flucht aus Mähren als fünfjähriges Mädchen schon gekannt hat.

Später taucht noch der Enkel Clementines auf und blättert laut in einem Notizbuch über die Ungereimtheiten der jüngeren europäischen Geschichte herum. Am Schluss sitzen alle unter dem Familienbaum, das Wetter fummelt magisch über die südliche Halbkugel und der Sohn der Jubilarin macht seine erste Tagebucheintragung des Jahres 2000.

Germán Kratochwil treibt für diese Geburtstagsfete so gut wie alles zusammen, was aus Europa nach Argentinien geflohen ist. Er zeigt Figuren, die schon längst selbständig geworden sind und ihre eigene Geschichte nur noch in dünnen Fäden zurückverfolgen. Die europäische Geschichte wird dabei zunehmend zur Folklore, die man zu Festivitäten in der Küche auspackt. – Eine sehr eigenwillige, aber auch überzeugende Art der Geschichtsschreibung.



Foto: Cover

/ WAS
/ WANN
/ WO COSA
QUANDO
DOVE

